

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Krieg am Rhein im Jahre 1870**

**Grabowski, Stanislaus**

**Berlin, [ca. 1870]**

Funzigstes Kapitel. Daheim

[urn:nbn:de:bsz:31-241586](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-241586)

Mißbrauche seiner durch seine Einigung gewonnenen Kraft. Die Achtung, welche Deutschland für seine eigene Selbstständigkeit in Anspruch nimmt, zollt es bereitwillig der Unabhängigkeit aller anderen Staaten und Völker, der schwachen wie der starken. Das neue Deutschland, wie es aus der Feuerprobe des gegenwärtigen Krieges hervorgegangen ist, wird ein zuverlässiger Bürge des europäischen Friedens sein, weil es stark und selbstbewußt genug ist, um sich die Ordnung seiner eigenen Angelegenheiten als sein ausschließliches, aber auch ausreichendes und zufriedenstellendes Erbtheil zu bewahren. — —

„Möge die Wiederherstellung des deutschen Reiches für die deutsche Nation auch noch immer das Wahrzeichen unserer Größe sein; möge dem deutschen Reichskriege, den wir so ruhmreich geführt, ein nicht minder glorreicher Reichsfrieden folgen, und möge die Aufgabe des deutschen Volkes fortan darin beschlossen sein, sich in dem Wettkampfe um die Güter des Friedens als Sieger zu erweisen!

„Das walte Gott!“

#### Fünzigstes Kapitel.

### Dasein.

Zu der Zeit, als Carl und Frida Bornemann nach Berlin zurückkehrten, war Marie von Dollenbeck noch abwesend. Da Ersterer die Schwester nun schon in sein Herzensgeheimniß gezogen hatte und dieselbe ihm, neben ihrer geschwisterlichen Liebe, jetzt auch noch eine besondere Dankbarkeit zutrug, ließ sie es sich unaufgefordert, angelegen sein, ihm bald sichere Nachrichten von der Geliebten zu verschaffen, denen er zweifellos mit tiefster Sehnsucht entgegenjah. Der Weg, dieselben zu erlangen, war bald entdeckt.

Rose Franke, welche, wie schon gesagt, den Bornemann'schen Töchtern, obgleich sie nicht direkt in deren Diensten stand, sehr ergeben war, hatte, ohne dabei übrigens das Verhältniß zwischen Carl und Marien in indiskreter Weise zu behandeln, doch nicht unterlassen können, zu Emma darüber zu sprechen, daß sie den eigentlichen Grund der Reise des Fräuleins von Dollenbeck, der in inneren Zerwürfnissen mit ihrer Mutter bestehe, kenne und mit Marien noch in gewisser Verbindung sei. Gesprächsweise erfuhr dies Frida von ihrer jüngeren Schwester und zeigte vor Rosen nun ein so lebhaftes Interesse an dem Ergehen des Fräuleins, daß diese sich zu weiteren Mittheilungen bewogen fühlte, zumal sie aus der auch ihr in die Augen fallenden besonderen Vertraulichkeit zwischen Frida und Carl, der sich in einer so delikaten Angelegenheit nicht unmittelbar an sie wenden wollte, schloß, daß Erstere bereits in jenes Geheimniß eingeweiht sein möge.

So erfuhr denn Frida und durch sie natürlich auch Carl, daß Marie von Dollenbeck, nachdem sie sich mit Fräulein Hübner mehrere Wochen lang in Teplitz aufgehalten, dann, mit Eintritt des Winters, nach Wien begeben habe. Die Einwilligung der Präsidentin dazu hatte Fräulein Hübner sich jedenfalls durch die Vorstellung zu verschaffen gewußt, daß es gut sei, Marie noch einige Zeit von Berlin fernzuhalten, besonders wenn der junge Bornemann dahin zurückkehren würde. Letzteres mußte nun aber auch ein Hinderniß für die baldige Rückkehr der beiden Damen werden, obgleich Marie, sobald sie davon durch Rose benachrichtigt worden, gewiß keinen sehnlicheren Wunsch hegte.

Was die Präsidentin anbetraf, so war sie durch die schnelle Abreise Herrn von der Hagen's, dessen kurzer und kalter schriftlicher Abschied sie seine Absichten wenigstens theilweise durchschauen lassen mußte, in eine böse Stimmung versetzt worden, und nun kam noch gar, kaum acht Tage später, der von ihr so gefürchtete und gehaßte junge Bornemann zurück und sollte, eine stete Erinnerung an die Gefahr, welche ihre Pläne liefen, mit ihr unter demselben Dache wohnen; wie leicht konnte es Marien einfallen, jetzt bald zurückzukehren, — sie fühlte schon, daß sie ihren gebieterischen Einfluß auf die Tochter verloren habe, um dies verhindern zu können, — und was sollte dann aus Alledem werden?

In dieser Besorgniß und diesem Unmuthе setzte sie auch die Rücksichten auf ihre eigenen sonstigen Verhältnisse bei Seite und entschloß sich, ihre Wohnung sofort zu kündigen und schon am 1. Januar zu verlassen, obgleich sie die Miethe dafür noch auf einen längeren Zeitraum zu entrichten gehabt hätte; Herr Bornemann, der ihren eigentlichen Beweggrund nicht ahnte und gerade nicht bedauerte, eine Hausgenossin zu verlieren, die sich gegen ihn und seine Familie immer so abstoßend hochmüthig gezeigt hatte, legte ihr allein keine Schwierigkeiten in den Weg, sondern verzichtete sogar freiwillig auf die Miethe von Ostern ab.

Für Carl war dies anfänglich sehr bestürzend, aber er nahm sich zusammen, seinem Vater es zu verheimlichen, den er von seinen Beziehungen zu Marien von Dollenbed nicht eher in Kenntniß setzen zu dürfen meinte, als bis diese selbst ihm ein ausdrückliches Recht dazu gegeben haben würde. Tröstlich blieb es auch für ihn, daß die Präsidentin sich mit Bestimmtheit dahin ausgesprochen hatte, in Berlin bleiben zu wollen.

Inzwischen trug sich in dem Bornemann'schen Hause auch noch manches Andere zu, auf das wir unsere Aufmerksamkeit richten müssen.

Daß Rose Franke sehr glücklich über die Wiederkehr ihres Vaters war, brauchen wir wohl kaum zu sagen; auch von dem Bruder waren gute Nachrichten eingegangen; bisher hatte er allen Strapazen und Gefahren glücklich überwunden und sich durch besondere Auszeichnung das Eiserne Kreuz verdient, was Vater und Schwester nicht weniger stolz machte wie ihn selbst. Wenn er schrieb, erkundigte er sich jedesmal sehr angelegentlich danach, ob „sein guter Lieutenant,“ Carl Bornemann, noch nicht von seiner Vermundung wiederhergestellt und bereits nach Hause zurückgekehrt sei, und dann folgte gewöhnlich eine an die Schwester besonders gerichtete vertrauliche Anfrage, was Korbflechters Anna mache.

Sie solle ihr nur sagen, fügte er auch hinzu, daß er ihr ein schönes Andenken aus Paris mitbringen werde oder wenigstens aus Orleans, — er stand jetzt bei der zweiten Armee an der Loire, — und das letzte Mal hatte er gar etwas verblümt geäußert, daß sich für einen braven Soldaten, dem das Vaterland ja jetzt doch einigen Dank schuldig sei, bei dessen Rückkehr wohl

eine gute bürgerliche Stellung und Verdienst finden lassen werde und daß er dann wohl daran denken könnte, sich zu verheirathen.

Rose verstand diese Andeutungen jedenfalls sehr gut, denn sie jeufzte dazu und hütete sich wohl, die Bestellung an Anna auszurichten, mit der sie überhaupt kein Wort mehr wechselte; dem Bruder zu schreiben, was sie über das Mädchen mit Bestimmtheit zu wissen glaubte, unterließ sie aber auch, weil sie es nicht über das Herz bringen konnte, dem seinigen gerade in dieser Zeit einen großen Schmerz zu bereiten; wahrscheinlich hätte er ihr auch gar nicht einmal geglaubt; mochte er sich selbst überzeugen, wenn er heimkehrte! —

Die gemeinsame Reise und der nähere Verkehr in Saarbrücken hatten die Anhänglichkeit des alten Franke an Frida noch inniger gemacht, und er wußte Rosen nicht genug von ihr und über dem dortigen Aufenthalt überhaupt zu erzählen. Dabei kam es dann auch bald zur Sprache, daß er Frida von den brieflichen Mittheilungen seiner Tochter über Herrn von der Hagen und der Anna im Hause in Kenntniß gesetzt habe, und das junge Mädchen hielt es nun zu ihrer eigenen Rechtfertigung für nothwendig, zu Frida auch selbst darüber zu sprechen. Die Letztere war ja jetzt Braut, hoffentlich bald Frau, und da meinte sie, brauche sie nicht so großen Anstand zu nehmen, mit ihr über dergleichen Dinge zu plaudern.

Frida würde nun die Vertraulichkeit in dieser Angelegenheit, die sie eigentlich Gar nichts mehr anging, wahrscheinlich zurückgewiesen haben, hätte sie nicht doch gerne gewußt, ob sie dem Legationssecretair Recht oder Unrecht gethan habe, und dann konnte es, wenn er sich ernstlich um Marie von Dollenbeck bewerben sollte, am Ende gar in Carl's Interesse von Wichtigkeit werden, diese Verhältnisse richtig zu beurtheilen. Immer noch eine gewisse Zurückhaltung, die ihr die weibliche Delikatesse vorschrieb, bewährend, hörte sie daher Rose an.

Nach den augenscheinlichen Beweisen, welche die Letztere anzuführen mußte, blieb es nun freilich fast außer Frage gestellt, daß Hagen in leichtfertiger Weise mit dem jungen Mädchen verkehrt habe, und wenn Frida sich heimlich nicht genug glücklich schätzen konnte, dem Neke dieses Mannes, dem sie jetzt ihre Achtung gänzlich versagen mußte, entgangen zu sein, so beklagte sie

auf der anderen Seite tief das unglückliche Mädchen, das durch seine scheinbare Liebenswürdigeit wohl noch eher hatte geblendet werden können.

Schon in den nächsten Tagen hatte sie Gelegenheit, Anna zu sehen, als dieselbe Morgens das Haus verließ, um sich nach dem Geschäfte zu begeben, in dem sie ihre Stellung immer noch, ganz zur Zufriedenheit des Chefs, einnahm. Wenn Frida die Anforderungen, die diese Stellung an das äußere Erscheinen des Mädchens stellte, auch richtiger beurtheilte wie Rose, bei der ohne Zweifel auch ein wenig Neid mitsprach, und deshalb keinen Anstoß an der über ihren ursprünglichen Stand hinausgehenden Toilette nehmen konnte, so fiel ihr in dem immer noch schönen, aber bleichen Gesichte doch ein Zug von Härte höchst unangenehm auf und brachte sie von der Idee, die sie schon gefaßt hatte, wieder zurück, Anna nächstens einmal anzureden und in liebevoller Weise vielleicht günstig auf sie einwirken zu können. Sie bedachte nicht, — und wie konnte sie dies auch, da es ihr dazu an Erfahrung fehlte? — daß auch ein tiefempfundener Schmerz das Herz verhärten kann und daß nicht allein der Hochmuth, sondern auch das Unglück, daß in Anderer Theilnahme keinen Trost mehr zu finden weiß, sich zuweilen unter einer Miene abweisenden Stolzes zu verstecken sucht.

Anna fühlte sich aber wirklich sehr unglücklich, denn der Legationssecretair hatte sein Versprechen nicht gehalten, bald wiederzukehren und ihr von Versailles aus zu schreiben, und sie zählte auch nicht mehr auf Theilnahme, seitdem ihre ehemalige gute Bekannte, Rose Franke, sich so kalt und verächtlich von ihr abgewandt hatte und ihre Colleginnen im Geschäfte, die meistens viel leichtsinniger und schlechter waren wie sie, durch irgend einen ihr unbekanntem Umstand auf die richtige Spur gebracht, begannen, sie mit böswilligen Sticheleien zu kränken. Und dann hatte es im Familienkreise auch eine große Trauer gegeben, von der die anderen Leute im Hause noch nicht einmal Etwas ahnten, denn wer von ihnen hätte sich um die armen Leute bisher soviel bekümmert, daß sie jetzt wagten, ihn mit ihrem Kummer zu belästigen?

Man möge sich erinnern, daß Anna außer den jüngeren Geschwistern noch einen erwachsenen Bruder hatte, der, ein braver

Bursche, das Zimmererhandwerk gelernt, dann als Soldat ausgehoben und in den Krieg mitmarschirt war; auf ihn hatte die Familie immer ihre Hoffnung kaum weniger gesetzt wie auf Anna, obgleich er noch nicht soviel Gelegenheit gefunden wie sie, für die Existenz der Seinigen zu sorgen.

Der Vater, der alte Soldat, der jetzt Körbe flocht, war überzeugt gewesen, sein Sohn werde beim Militair eine glänzende Carriere machen, besonders jetzt im Kriege, er werde mindestens als Unteroffizier, vielleicht als Feldwebel zurückkehren; die Mutter hatte über den unseligen Krieg, dessen Gefahren ihren Sohn bedrohten, gejamert und geweint und die kleineren Kinder es ihr nachgemacht, bis der Alte böse wurde, darüber schalt und hoch und theuer schwur, „eine jede Kugel treffe nicht,“ und nun hatte vor Metz doch eine Kugel den braven Jungen getroffen, und erst wochenlang später erfuhr man durch die Verlustlisten und dann eine kurze Ankündigung des Kompagniekommandos, daß er an seiner Wunde im Lazareth verstorben und in französischer Erde — wer mochte den Platz je wiederfinden und wer von der Familie hätte auch Aussicht gehabt, ihn aufzusuchen? — begraben worden sei.

Seitdem hatte eine trübe, schwere Wolke über der kleinen Dachwohnung gelagert; der alte Mann flocht seine Körbe weiter, aber sprach, finster auf dieselben hinstarend, nur selten noch ein Wort und ließ es ruhig geschehen, daß die Frau und die Kinder still weinten um den Sohn und Bruder, der nie wiederkehren sollte, und wenn eine neue Siegesnachricht in Berlin eintraf und Alles auf den Straßen jubelte, dann ging Niemand von der Familie hinaus und in ihrem Kreise war es nur um so stiller und düstrier geworden.

Was Anna anbetraf, so beweinte auch sie den Bruder, aber ihr Schmerz schien doch noch durch einen anderen geheimen Kummer abgelenkt zu werden, nach dessen Grunde sie Niemand der Ihrigen zu fragen wagte, weil sie auch ihnen gegenüber sich verschlossen und gewissermaßen hart zeigte. Des Abends kam sie regelmäßiger und früher zu Hause wie in der letzten Zeit, aber sie unterhielt sich dann nur wenig mit den Anderen und zog sich immer sehr bald in ihre Kammer zurück.

So war Weihnachten herangekommen, und es wurde in

dem ganzen Bornemann'schen Hause bei den verschiedenen Bewohnern auch sehr verschieden gefeiert, an zwei Stellen garnicht, nämlich in der Dachwohnung bei Korbsflechters, wo die Kinder des Festes nicht einmal mit einem Worte erwähnen durften, und in der Beletage, welche die Präsidentin von Dollenbeck innehatte.

Obgleich die Präsidentin zur Zeit gänzlich ohne Familie dastand, würde sie doch wohl die Gelegenheit wahrgenommen haben, wieder ihren Patriotismus zu beweisen, indem sie sich an einem der Vereine betheiligte, welche sich die Aufgabe gestellt hatten, die armen Angehörigen der im Felde stehenden Krieger in dieser Zeit zu erfreuen und zu unterstützen, aber sie war durch Krankheit davon abgehalten. Dieses anfänglich leicht erscheinende Unwohlsein hatte sie sich jedenfalls durch geheimen Kummer und Alteration zugezogen, denn ein paar Gläubiger bedrängten sie hart mit ihren Forderungen und es war darüber zu unerquicklichen Scenen gekommen; sie mochte einsehn, daß die Rolle, die sie bisher gespielt, bei den nun vollständig erschöpften Mitteln sich nicht mehr lange durchführen lasse, daß der Schein, den sie bisher bewahrt, dem Erlöschen sehr nahe sei.

Sie hatte Niemand, der, als das Unwohlsein zunahm, um ihre Pflege besorgt sein konnte; ihren bekannten Standesgenossen, den sogenannten Freunden, ließ sich nicht zumuthen, daß sie, besonders in dieser Zeit des Festes, welche alle Familien für sich in Anspruch zu nehmen pflegt, sich um sie bekümmerten, an Marie oder Fräulein Gübner wollte sie eigensinnig nicht schreiben, und Rose Franke, die nur zeitweilig für ihren Dienst engagirt war, liebte sie zu wenig und hielt ihr Leiden nicht für bedeutend genug, um sich ihr gänzlich zu widmen. Frau von Dollenbeck litt aber doch mehr, als sie zugestehen wollte; sie bewahrte ihren Stolz und Hochmuth auch in dieser Beziehung.

Der Hausarzt hatte ihr gerathen, eine Diafonisse oder andere Krankenpflegerin anzunehmen, aber sie war jetzt schon so weit gekommen, daß sie unnöthige Kosten, wie sie meinte, scheute, und in ihrer tiefen Mißstimmung fühlte sie sich um so mehr entschlossen, der schon im Ausbruche begriffenen Krankheit zu trotzen.

Eine Weile ließ sich dies auch durchführen, als aber Neu-



jahr herankam, mußte sie sich zu Bett legen, und es war keine Rede mehr davon, daß sie die neue Wohnung jetzt schon beziehen konnte; auch die Krankenwärterin mußte angenommen werden. Nun ließ sie auch, doch von Besorgniß für ihren Zustand ergriffen, an Marie schreiben, aber es konnte, zumal sie nicht wollte, daß ihr Leiden gar zu bedenklich dargestellt würde, doch noch eine Weile vergehen, bis ihre Tochter in Berlin anlangte. Noch sehnächtiger wie ihre Tochter erwartete sie aber Hagen zurück; wenn es ihr gelang, ihn noch einmal zu gewinnen und zu fesseln, dann wollte sie Alles daran setzen, auf ihrem Sterbelager — in Wirklichkeit war sie aber weit entfernt davon, zu glauben, daß ihr der Tod bald bevorstehen könne, — Marie, deren kindliche Gefühle in Anspruch nehmend, zu bewegen, daß sie ihren Wünschen nachgebe; noch immer schien ihr in dieser Verbindung die einzige Rettung von dem bevorstehenden Sturze, der unerträglichen Blamage vor der Welt zu liegen. Mit den Plänen, die sie in dieser Weise machte, mit ihrer Unruhe und Ungeduld trug sie nur dazu bei, ihre schon sehr angegriffenen Kräfte noch mehr aufzureiben.

In der Familie Bornemann war Weihnachten auch still gefeiert worden, denn wenn daselbst auch gerade kein Grund zu tiefer Trauer vorlag, so fand man sich doch allseits in ernster Stimmung wegen der Abwesenheit zweier der Familie Angehörigen, Edmund's und Max von Hellsdorf's, und der Unsicherheit ihres Schicksals. Von Edmund hatte man bereits die kurze Nachricht erhalten, daß er sich in Autun in Gefangenschaft, aber übrigens ganz wohl befinde, der letzte Brief von Max, der nun schon ziemlich alt war, besagte, daß er auf der Reise nach Amiens, resp. Rouen begriffen sei. Frida beunruhigte sich sehr darüber, daß er ihr sein Eintreffen an einem dieser beiden Orte noch nicht mitgetheilt hatte, die Anderen, besonders Carl, suchten sie damit zu trösten, daß sich unter solchen Verhältnissen oft nicht zum Briefschreiben gelangen lasse und daß ein Brief wohl auch verloren gegangen sein könne.

Nun kam Neujahr heran, und Max hatte noch immer nicht geschrieben; da drängte sich der beängstigten Braut doch manche heimliche Thräne in das Auge, und sie fühlte um so überzeugender

der, wie fest sich ihr Herz schon an den Mann, dem sie es in wahrer Neigung geweiht, gekettet hatte.

Diese harte Prüfung sollte indessen nicht zu lange dauern. Um die Mitte des Januars langte endlich der ersehnte Brief an und brachte, wie man schon weiß, einen ausführlichen Bericht der überstandenen Abenteuer und Gefahren; glücklicherweise waren dieselben ja nun schon längst überstanden, und Frida konnte durch ihre Thränen wieder lächeln, als ihre Verlobung öffentlich angezeigt wurde und nun von allen Seiten ihr Glückwünsche zugetragen wurden.

Daß die Tochter des angesehenen und reichen Bornemann einen Offizier und Herrn von Hellborff heirathen sollte, konnte nun gerade nicht als etwas Wunderbares betrachtet werden, verfehlt aber doch nicht, in den bekannten Kreisen eine Art von Sensation zu machen und Frida auch ein bißchen Reiz einzutragen; vor Allem verwunderte man sich aber darüber, daß dieses Verhältniß sich so schnell und unter so eigenthümlichen Verhältnissen geknüpft hatte.

Kurze Zeit darauf erhielt Frau von Dollenbeck, deren Gesundheitszustand sich noch nicht viel gebessert hatte und die jetzt täglich, ja stündlich ihre Tochter erwartete, einen Brief, der den Stempel der Feldpost von Versailles trug. Als ihr alter Diener Franz ihr denselben in aller Förmlichkeit auf einem Präsentirtbrettchen überreichte, lag sie im Bette, das sie schon sein länger als vierzehn Tagen nicht mehr verlassen hatte, und auch die bezahlte Wärterin befand sich im Zimmer.

Die blassen, eingefallenen Wangen der Präsidentin rötheten sich ein wenig und ihre Augen blitzten heller auf, als sie auf dem Couverte die Handschrift Herrn von der Hagens erkannte; es suchte wie ein Lächeln des Triumphes um ihre dünnen Lippen. Er schrieb wieder an sie, aus Versailles! Was Anderes konnte er wollen, als sie um Verzeihung bitten, daß er sich vor und bei seiner Abreise so brüsk benommen hatte, erklären, daß sein Herz noch immer Marien gehörte, vielleicht förmlich um deren Hand anhalten? — so malte sie sich wenigstens den Inhalt dieses so überraschend kommenden Schreibens aus.

Wie bitter sollte sie aber enttäuscht werden! — Der Brief enthielt nur eine lithographirte kurze Anzeige der zwischen Hagen

und der einzigen Tochter seines Versailler Gastfreundes, des Banquiers mit dem jüdisch klingenden Namen, erfolgten Verlobung. Er hatte sich beeilt, wenigstens hundert solcher Exemplare nach Berlin zu senden, hauptsächlich zur Beruhigung seiner Gläubiger, was wenigstens einen praktischen Zweck hatte; daß er diese Anzeige in so rücksichtsloser Form aber Frau von Dollenbeck machte, das war mindestens Hohn, Rache für den Korb, den er von Marien erhalten hatte.

So mußte es die Präsidentin wohl auch auffassen, denn sie knitterte den Brief in der zitternden Hand zusammen, nachdem sie Franz einen herrischen Wink gegeben hatte, sich zu entfernen, und wandte sich nach der anderen Seite um, als ob sie alle Lust verloren hätte, noch Etwas von der Welt zu sehen.

Der Diener ging wieder, die Ueberzeugung mit sich nehmend, daß Frau von Dollenbeck eine böse Nachricht erhalten haben müsse, was er der Wärterin auch durch einige Grimassen zu verdeutlichen suchte. Die Letztere, welche von der schlimmen Laune der Dame schon Mancherlei zu leiden hatte, fühlte sich dadurch um so weniger bewegt, nach derselben zu sehen und sie jetzt zu stören. Aber sie hörte bald ein eigenthümliches leises Stöhnen, das sie doch zu beunruhigen anfang — dann folgte ein tiefer Seufzer.

Die Frau schlich sich nach einer Weile leise näher; die Präsidentin, die das Gesicht abgewandt hatte, blieb unbeweglich; sie schien nicht einmal mehr zu athmen.

Sie war wirklich todt; ein Schlagfluß, jedenfalls in Folge der stürmischen inneren Aufregung über die gänzliche Vernichtung ihrer Pläne und Hoffnungen, hatte ihrem Leben ein Ende gemacht; das harte, intriguannte Herz hatte aufgehört, zu schlagen, sich aber wohl bis zum letzten Momente seinen Stolz und Hochmuth bewahrt, da sie verschmähte, Hülfe zu fordern.

Die Frau schrie laut auf im ersten Schrecke und holte den alten Bedienten herbei. Beide konnten, nachdem sie volle Gewißheit von dem Tode Frau von Dollenbeck's erlangt hatten, der Neugierde nicht widerstehen, zu erfahren, was der Brief enthalten haben möge, der unzweifelhaft diese Katastrophe herbeiführte; recht in das Klare kamen sie darüber doch nicht.

Sofort verbreitete sich nun durch das ganze Haus die Nach-

richt von dem plötzlichen Tode der Präsidentin; auch Rose Franke bekam den Brief zu sehen und verstand sogleich, welchen Eindruck er auf die Dame gemacht haben mußte. Wir wollen nicht behaupten, daß sie eine besonders schmerzliche Theilnahme empfand; ihr erster Gedanke, der sie eigentlich in Freude aufjubeln ließ, war, daß Marie nun frei in ihren Entschlüssen sein werde. Sie säumte auch nicht, Frida von dem Geschehenen in Kenntniß zu setzen, und wie sie dabei erwartete, erfuhr es durch Diese wieder Carl Bornemann, über dessen Empfindungen man wohl auch nicht in Zweifel sein kann. —

Marie von Dollenbeck, die durch einen Brief Rose's bereits erfahren, daß Carl in ziemlichem Wohlbestinden nach Berlin zurückgekehrt war, hatte allerdings sehr lebhaft gewünscht, ihren Aufenthalt in Wien abzukürzen, aber Fräulein Hübner mußte ihr doch einleuchtend zu machen, daß man in dieser Beziehung vorsichtig zu Werke gehen müsse; erst als die Präsidentin verlangte, ihre Tochter wiederzusehen, durfte man diesem Rufe folgen.

Die beiden Damen ahnten übrigens nicht, daß Frau von Dollenbeck gefährlich krank sei, beeilten deshalb die Rückreise nicht übermäßig; etwas besonders Gutes konnten sie von dem Wiedersehen auch nicht erwarten. Gerade an dem Tage, als die Präsidentin verschieden war, langten sie in Berlin an, und obgleich Fräulein Hübner wünschte und rieth, daß Marie sich zuerst nach ihrer Wohnung begeben, damit sie erst eine Unterredung unter vier Augen mit Jener haben könne, widerstrebte es dem jungen Mädchen doch, der Mutter damit vielleicht eine Kränkung zu bereiten. Beide begaben sich also sogleich von dem Bahnhofe nach dem Bornemann'schen Hause, wo sie durch die Trauerkunde auf das Höchste überrascht wurden.

Das alte Fräulein hatte jetzt große Mühe, Marie nur einigermaßen zu beruhigen; Letztere gab sich in leidenschaftlicher Weise dem kindlichen Schmerze hin, in den sich, jedenfalls ungerechterweise, noch Vorwürfe mischten. Zu ändern war hier aber Nichts mehr, und schon ein flüchtiger Ueberblick der Hinterlassenschaft überzeugte Fräulein Hübner, daß es für Marie um dieselbe noch viel schlimmer bestellt sei, als sie bereits gefürchtet hatte. Gerichtspersonen, Gläubiger, Leichenbestatter, Alles drängte

auf die beiden Damen ein, die sich diesen Verhältnissen nicht gewachsen fühlten und nothwendig männlicher Unterstützung bedurften. Fräulein Hübner hatte nun aber in der ganzen Stadt, eigentlich in der ganzen Welt keine solche Bekannte, und die Mariens, die ehemaligen sogenannten Freunde der Präsidentin, ließen sich um so weniger blicken, als sich unter ihnen die Nachricht schnell verbreitet hatte, daß Frau von Dollenbeck gar kein Vermögen, wohl aber viel Schulden hinterlassen habe.

Was blieb da anders übrig, als daß sich Fräulein Hübner an den Hausherrn, Herrn Bornemann, mit der Bitte wandte, sie wenigstens einigermaßen mit Rath und That zu unterstützen, was um so gerechtfertigter erscheinen konnte, als die Bornemannschen Damen durch Rose Franke ihre Bereitwilligkeit hatten aussprechen lassen, etwaige kleine Dienste zu leisten? —

Herr Bornemann, der in dieser Zeit durch seine geschäftlichen Angelegenheiten gerade überaus in Anspruch genommen war, ließ dem Fräulein sehr höflich antworten, sein Sohn werde sich ihr zur Disposition stellen, und obgleich er dies gethan hatte, ohne vorher mit Carl darüber Rücksprache zu nehmen, war, wie man sich leicht vorstellen kann, der Letztere sogleich bereit, sogar auf das Freudigste überrascht durch den Auftrag, den ihm der Vater gab.

„Nun, der Himmel will's einmal!“ dachte Fräulein Hübner bei sich, als sie diesen Bescheid erhielt; — „ich muß ruhig abwarten, was sich aus dieser Begegnung entwickeln wird.“

Sie hielt es aber doch für nothwendig, Marie darauf vorzubereiten, so daß Diese Carl, als er sich bald darauf einstellte, mit möglichster Fassung empfangen konnte.

Das arme Mädchen hielt es für eine neue Sünde, an dem Sarge der Mutter andere Gedanken und Gefühle wie für dieselbe zu hegen, und so fiel die Begrüßung, die sie innerlich doch so sehr ergriff, wohl etwas zurückhaltend und scheinbar kühl aus; Carl mußte sich dies indessen richtig zu erklären, und während seine Liebe zu Marien dadurch Nichts einbüßte, stieg seine Achtung vor ihr nur, wenn sie überhaupt einer Steigerung fähig war.

In den Tagen vor dem Begräbniß hatte er überhaupt mehr mit Fräulein Hübner wie mit dem jungen Mädchen selbst zu thun, sowohl weil Marie sich gänzlich der kindlichen Pflicht

widmete und ihrem Schmerze überließ, als weil er mit dem alten Fräulein darin übereinstimmte, daß man sie von den geschäftlichen Angelegenheiten einstweilen noch fernhalten müsse, um sie nicht eine gar zu niederdrückende Erkenntniß ihrer Vermögenslage gewinnen zu lassen.

Carl darüber zu täuschen, wäre jetzt gar nicht möglich gewesen, aber Fräulein Hübner beabsichtigte auch Nichts weniger als dies; im Gegentheil wünschte sie sich dabei zu überzeugen, ob seine Neigung zu Marien auch so rein und fest wäre, daß sie durch diese schlimmen Umstände nicht erschüttert werden könnte.

„Er ist reich und braucht keinen Werth auf die Mitgift zu legen,“ raisonnirte das alte Fräulein bei sich; — „wenn er Marie wirklich liebt, so wird er durch die traurige Situation, in der sie sich jetzt befindet und die ihre Zukunft bedroht, um so mehr in dem Entschlusse bestärkt werden, die Letztere sicher glücklich zu machen; sollte er anders denken, so verdient er sie auch gar nicht, und verloren wird sie dessenungeachtet doch nicht sein, denn dann bleibt sie bei mir, und wenn ich einmal die Augen schließen sollte, was wohl auch nicht mehr allzulange auf sich warten lassen wird, dann fällt ihr Alles zu, was ich besitze, und eine bescheidene Existenz läßt sich davon immerhin schon führen.“

In der That war Carl Bornemann nicht wenig bestürzt, als er einen Einblick in die Verhältnisse, wie sie Frau von Dollendbeck hinterlassen hatte, gewann; die Frau mußte unverantwortlich leichtsinnig gewirthschaftet haben und hatte den äußeren Schein in fast wunderbarer Weise zu erhalten gewußt; Alles, was sie um sich gehabt, gehörte ihren Gläubigern, und eine ganz beträchtliche Summe blieb noch an dieselben zu zahlen übrig; wenn man dafür Marie auch nicht direct verantwortlich machen konnte, so fiel zweifellos ungerechter Tadel doch auch auf sie zurück, als wäre sie die Mitschuldige ihrer Mutter gewesen, — überhaupt war sie eigentlich schlimmer daran, wie eine Bettlerin, und Carl mußte ja noch nicht, wieweit sich die Freundschaft ihrer ehemaligen Erzieherin erstrecken wollte.

Die Bestürzung, die er, wie gesagt, darüber empfand, hatte aber keineswegs den Beweggrund, welchen Fräulein Hübner in das Auge gefaßt, sondern sie entsprang nur aus dem Gedanken,

daß es für Marie schmerzlich und peinlich sein müsse, diese Lage zu erkennen und dann seine Hilfe annehmen zu sollen; er fürchtete sogar, dies könne ihrerseits als ein Hinderniß betrachtet werden, ihm mit dem Herzen, dessen er sich ja nun schon sicher glauben durfte, auch ihre Hand zu geben.

Das ging ihm gewaltig im Kopfe umher und verdüsterte seine Sitten so sehr, daß Fräulein Hübner wirklich schon mißtrauisch zu werden begann; um so überraschter war sie, als er ihr, nicht ohne einige befangene Umschweife, vertraute, er habe die Absicht, diese Angelegenheiten aus eigenen Mitteln vorläufig so zu arrangiren, daß Marie gar nicht erfahren sollte, wie schlimm es eigentlich damit gestanden habe.

Das alte Fräulein, dessen Herz er nun auf einmal vollständig gewonnen hatte, war gerührt durch dieses Anerbieten, wollte aber doch gern noch mehr wissen. Deshalb stellte sie sich erstaunt und meinte, ein solches Opfer dürfe Marie nicht annehmen, übrigens stehe sie für ihre Zukunft ein.

Daraus mußten sich nothwendig weitere Erklärungen ergeben; Carl legte sein Herzensgeheimniß in die Hand des alten Fräuleins und damit die Absicht, sich sobald wie angänglich offen um Marien's Hand zu bewerben, und Jene konnte ihm nun auch nicht länger vorenthalten, daß er zweifellos keine abschlägliche Antwort auf seinen Antrag erhalten werde; sie übernahm es auch, das junge Mädchen darauf vorzubereiten, sobald das Begräbniß vorüber sein und Marien's Schmerz sich etwas besänftigt haben würde.

Sie und Carl hatten nun offenes Vertrauen für einander, und auch Frida wurde in diesen Kreis gezogen, um tröstend auf Marie einzuwirken.

Eine offene Aussprache mit seinem Vater ließ sich nun von Carl auch nicht länger aufschieben; er ging ihr durchaus nicht mit Unsicherheit und bangem Herzklopfen entgegen, da er das Bewußtsein des Rechts und seiner männlichen Würde für sich hatte.

Herr Bornemann wurde durch diese Eröffnung fast noch mehr in Betroffenheit versetzt wie kurze Zeit zuvor durch die in Betreff Frida's; es schien sogar anfänglich ein kleiner Unmuth in ihm darüber aufkommen zu wollen, daß seine Kinder ihm nicht

von vornherein offenes Vertrauen schenken, aber Carl widerlegte diese Beschuldigung dadurch, daß Frida sich ja erst unmittelbar vor ihrer Abreise aus Saarbrücken mit Max von Helledorff ausgesprochen habe und daß er selbst nicht berechtigt gewesen, früher ein so bestimmtes Ziel zu verfolgen, dem die Präsidentin wahrscheinlich alle möglichen Hindernisse in den Weg gelegt haben würde. Die Vermögenslosigkeit Marien's von Dollenbeck war es auch nicht, was Herrn Bornemann diese Partie nicht ganz passend erscheinen lassen wollte, sondern mehr ihr Stand, den die Mutter ja in so hochmüthiger Weise stets hervorgehoben hatte; er mußte indessen zugeben, daß Marien selbst deshalb keine Schuld beizumessen war, und was das Prinzip anbetraf, daß die Standesverschiedenheit einer solchen Verbindung nicht günstig sei, so hatte er es ja bei Frida's Verlobung schon einmal aus den Augen gesetzt und konnte sich nun billigerweise nicht mehr darauf stützen.

Uebrigens sprach Carl sich auch mit einer solchen Festigkeit aus, und der Vater achtete den Charakter des Sohnes so hoch, daß von einem ernstlichen Widerstande gar nicht die Rede sein konnte; er begnügte sich, ihm noch einmal reisliche Ueberlegung zu empfehlen, und da ja auch schon die Trauerzeit Marien's gebot, daß Carl seinen förmlichen Antrag noch einige Zeit zurückhalte, kam es zu vollständigem Einverständnisse zwischen ihnen.

Frau von Dollenbeck war nun beerdigt worden, Marie einweilen wieder zu Fräulein Hübner gezogen, und Carl hatte ihre Angelegenheiten soweit geordnet, daß sie keinen Unannehmlichkeiten von Seiten der Gläubiger mehr ausgesetzt sein konnte; sie wußte, daß er sich manchen Mühen für sie unterzogen, ahnte aber noch lange nicht den Umfang der von ihm gebrachten Opfer. Sie sollte dies auch nie vollständig erfahren, denn sowohl Carl wie Fräulein Hübner beurtheilten ihre Gefühle ganz richtig und wollten dieselben nicht zu einem vielleicht unbesiegblichen Hindernisse des Wunsches, den sie jetzt gemeinsam hegten, werden lassen.

Wie tief und schwer die Trauer Marien's auch sein mochte, so hatte sie ihre Empfindungen für Carl, zumal derselbe ihr jetzt persönlich wieder so nahe getreten war und sie ihm zu Danke verpflichtet worden, nicht zu unterdrücken vermocht; mit der all-



mäßigen Beruhigung der ersteren traten die letzteren auch immer weiter wieder in ihre Rechte, und jedenfalls nicht ohne Gemuthung mußte sie bemerken, daß ihre alte Lehrerin ihrer Liebe zu Carl oder vielmehr der seinigen für sie das Wort redete. Auch Frida Bornemann besuchte sie jetzt häufig, und eine recht warme Freundschaft befestigte sich zwischen den beiden jungen Mädchen; geschah es auch in der zartesten Weise, so erfuhr Marie ebenso auf diesem Wege genug, um daraus den Schluß ziehen zu können, daß sie in der Bornemann'schen Familie ein gern gesehenes Mitglied sein würde.

Carl selbst sprach sie nicht zu oft, aber zuweilen kam er doch unter dem Vorwande, mit Fräulein Hübner oder ihr selbst Geschäftsangelegenheiten, noch auf die Hinterlassenschaft der Präsidentin bezüglich, besprechen zu müssen; ihre beiderseitige Unterhaltung blieb darin äußerlich immer gemessen, aber oft genug mußten dabei doch Töne des wahren, tiefempfundenen Gefühls durchklingen.

Es lag sehr nahe, daß Carl, ohne im Entferntesten mit seinen kriegerischen Thaten zu renommiren, die letztvergangenen Erlebnisse berühren mußte, und als er vor der entsetzlichen Lage, selbst noch schauernd, sprach, in welcher er sich auf dem Schlachtfelde von Spichern befunden hatte, verschwieg er allerdings, daß er seinem treuen Burschen die blaue Schleife mit seinen letzten Grüßen anvertraut habe, aber Marie konnte sich auch diese Scene lebhaft vorstellen, und wenn sie, erröthend, ihre Augen zu Boden schlug und dieselben sich dann mit Thränen füllten, dann verstand auch er vollkommen, wie sie diesen Gruß aufgenommen und seitdem im Herzen getragen hatte.

Man könnte auf die Vermuthung kommen, daß Marie, die ihrer Mutter jetzt nicht allein Alles, was dieselbe ihr Böses angethan, verziehen hatte, sondern sich selbst ja auch zuweilen anklagen wollte, daß sie keine gehorsame Tochter gewesen, in übertriebener Pietät für die Verstorbene ein Unrecht darin gefunden hätte, in ihren Beziehungen zu Carl jetzt deren Wünschen zuwiderhandeln, aber es bedurfte nicht einmal der Vorstellungen Fräulein Hübner's, um eine Rechtfertigung dafür zu finden; derselben diente der Brief des Legationssekretairs von der Hagen, welcher vermuthlich der Präsidentin den Tod gegeben hatte. Würde die

Letztere selbst jetzt nicht genöthigt und auch gewillt gewesen sein, von ihren alten Plänen abzustehen? — und so wie alle anderen Umstände jetzt lagen, würde sie wohl doch nicht verschmäht haben, Carl Bornemann als ihren Schwiegersohn anzunehmen?

Von einer Verpflichtung gegen Hagen konnte, wie es für Marie überhaupt nie gewesen, nicht allein mehr keine Rede sein, sondern ein anderes Ereigniß sollte noch dazukommen, ihn sowohl in Marien's wie in Frida's Augen ganz verabscheuungswürdig zu machen.

Man muß sich erinnern, daß auch Rose Franke die Anzeige der Verlobung des Legationssekretairs mit der Tochter des Versailleser Banquiers gelesen hatte. Sie war sich selbst nicht darüber klar geworden, ob sie diesem Herrn von der Hagen mehr einen Vorwurf daraus, daß er dem Glücke Marie von Dollenbeck's so lange im Wege gestanden, machen oder sich über seinen Entschluß freuen sollte, der Dieser ihre volle Freiheit wiedergegeben hatte; über Eines war sie aber nicht in Zweifel, daß Anna schmäzlich von ihm betrogen worden sei.

Rose war ein recht gutes Mädchen, nicht ganz ohne Gefühl, aber sie besaß auch ihre Fehler und Schwächen, worüber man sich bei ihrem Mangel an Bildung und Lebenserfahrung gerade nicht zu wundern brauchte. So lange sie Anna für ein ehrliches und braves Mädchen hielt, hatte sie sich für dieselbe freundschaftlich interessirt, wie man gesehen hat; seitdem sie einer anderen Ueberzeugung geworden, war sie derselben aber auch entschieden abgeneigt; nicht allein, daß sie ihrer eigenen Tugend, die ja noch gar nicht auf die Probe gestellt worden war, dem Fehler Jener gegenüber einen allzuhohen Werth beilegte, sondern es berührte sie auch empfindlich, daß Anna sich, wie sie meinte, nun in ihrem ganzen Gebahren über sie erhoben hatte; sie kleidete sich besser, sie spielte die vornehme Dame, und im Hintergrunde von Rosen's Herzen lag die Befürchtung, die sie selbst übrigens nicht einmal anerkennen wollte, jenes arme Mädchen, dessen auffällige Schönheit sich nicht ableugnen ließ, könne den Legationssekretair doch so sehr blenden und fesseln, daß er sie gar einmal heirathete; — solche Fälle waren ja schon vorgekommen, und man hat gehört, daß Anna selbst ebenso dachte und vielleicht nur deshalb der Verführung unterlegen war, weil sie sich einer solch thörigen Hoffnung hingab.

Mit der bewußten Verlobungsanzeige war Rosen dieser große Stein nun vom Herzen gefallen; weit entfernt, das Unglück der armen Anna zu beklagen, sah sie darin nur die Selbstverschuldung und triumphirte über die verdiente Strafe. Es war wahrlich kein Zug, der ihrem Herzen Ehre machte, aber sie konnte einmal der Versuchung nicht widerstehen, Jene zu demüthigen, indem sie ihr Nachricht von der Verlobung von der Hagen's gäbe, die ihr sonst vielleicht noch lange verborgen geblieben wäre.

Zu diesem Zwecke erwartete sie an der Hausthür die Rückkehr des jungen Mädchens aus dem Geschäfte am Abend, — es war der Abend desselben Tages, an dem die Präsidentin gestorben, und Anna konnte davon noch Nichts wissen.

Als die Letztere heute Rose, die ihr sonst mit so schnippischen Mienen den Rücken zu kehren pflegte, auf ihrem Wege und den Platz behaupten sah, wollte sie mit zu Boden gesenkten Augen rasch an derselben vorübergehen; aber Rose, die auch recht gut huncheln konnte, bot ihr einen freundlichen Guten Abend und leitete damit ein Gespräch ein, dem Anna sich nicht entziehen konnte, ohne sie offenbar zu beleidigen.

„Sieht man Sie auch einmal wieder, Fräulein Anna? — Habe lange nicht das Vergnügen gehabt. Aber Sie sind wohl jetzt auch den ganzen Tag über außer dem Hause?“

Anna erwiderte, daß ihre geschäftliche Stellung dies so erfordere; sie wäre gern weiter gegangen, denn sie ahnte, daß Rose nichts Gutes im Schilde führe, aber Diese hatte ihr vollständig den Weg vertreten.

„Wissen Sie schon das Neueste, was sich heute Vormittag im Hause begeben hat? — Denken Sie sich, die Frau Präsidentin von Dollenbeck ist plötzlich mit dem Tode abgegangen, — und fast zur selben Stunde ist nun auch ihre Tochter, das gnädige Fräulein, zurückgekehrt. Ist das nicht entsetzlich?“

„In der That, Fräulein Rose —“ stammelte Anna, die gar nicht wußte, wie sie zu diesen Mittheilungen kam, welche allerdings nicht ohne jedes Interesse für sie waren, mit dem auf einmal so veränderten Benehmen Rose's doch aber in gar keinem ersichtlichen Zusammenhange standen.

„Und wenn Sie erst wüßten, wie das Alles gekommen ist!“

fuhr die Letztere eifrig fort. „Ein Brief hat all' dies Unglück zuwege gebracht, ein einfacher, ganz kurzer Brief, der aus Versailles an die Frau Präsidentin gekommen ist!“

Bei dem Worte „Versailles“ zuckte Anna leicht zusammen; sie wußte ja, daß Herr von der Hagen dort war, und da sie sich nun auch erinnerte, daß er zu den Bekannten der Präsidentin gehöre, zweifelte sie kaum noch, jener Brief sei von ihm gekommen; wenn sie Rose'n nun auch keine gute Absicht zutraute, so konnte sie doch jetzt die Unterhaltung mit ihr am allerwenigsten abbrechen. Die nächsten Worte gaben ihr schon Gewißheit.

„Der Brief kam von dem Legationssecretair Herrn von der Hagen — aber Sie können diesen Herrn ja nicht kennen!“

Rose sah ihr Opfer dabei recht malitiose an und sprach dann rasch weiter:

„Sie müssen wissen, daß er sich um das gnädige Fräulein bewarb, Die aber hat — Gott sei Dank — nie Etwas von ihm wissen wollen, was auch sehr klug von ihr gewesen ist; der alten Präsidentin hatte der schlechte Mensch aber den Kopf ganz verdreht, und sie wollte zwischen den Beiden durchaus eine Heirath zu Stande bringen.“

Anna war leichenbläß geworden und mußte sich auf die Lippen beißen, um Rose nicht wegen des „schlechten Menschen“ zurechtzuweisen; in sichtlich Verlegenheit entgegnete sie aber nur:

„Ich weiß nicht, Fräulein Rose, was mich diese Sachen interessieren sollen.“

„Oho, man weiß doch gern, was im Hause vorgeht! Sie brauchen sich nicht so zu beeilen, Fräulein Anna, Sie können auch noch anhören, was in dem Briefe gestanden hat; ich selbst habe ihn gelesen. Der Herr von der Hagen kommt gleich mit einer jungen Frau nach Berlin zurück; er hat sich in Versailles mit der Tochter eines jüdischen Banquiers verlobt; gewiß hat sie ungeheuer viel Geld, denn aus Liebe kann er sie wohl nicht genommen haben, da man sagt — — Aber um des Himmels willen, Sie wollen doch nicht gar in Ohnmacht fallen?“

Der letzte Ausruf, mit dem sich Rose unterbrach, war wirklich aufrichtig gemeint und drückte ihren Schreck darüber aus, daß Anna, aus deren Wangen nun auch der Rest von Blut gewichen war, förmlich wannte; aber durch eine energische Anstren-

gung wußte sie sich doch wieder aufzurichten und ging schnell mit einem kurzen „Guten Abend!“ weiter durch den Hausflur und über den Hof, um nach ihrer Dachwohnung hinaufzusteigen.

Was Rose anbetraf, so war sie so verbuzt geworden, daß sie gar keinen weiteren Versuch machte, das junge Mädchen aufzuhalten; es schien ihr, daß sie doch ein wenig zu weit gegangen sei, denn in dem Gesichte Anna's hatte ein Ausdruck gelegen, der etwas unbeschreiblich Schmerzliches hatte, und wenn sie sich denselben jetzt noch vorstellte, so überkam sie eine Art Reue. Sie wollte sich damit rechtfertigen, daß Anna eine harte Strafe verdient habe, aber es ging nicht, sie fühlte sich unzufrieden mit sich selbst und ging nachdenklich in ihre Stube zurück. In den nächsten Tagen vermied sie, dem jungen Mädchen zu begegnen, und hörte auch Nichts von demselben.

Als Anna an diesem Abende die elterliche Wohnung betrat, in der schon eine düstere Stille herrschte, war sie nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen, sondern ließ sich, zum Schrecken der Ihrigen, sogleich auf einen Stuhl nieder, leichenblaß und mit schweren Zügen nach Athem ringend.

Sie war krank, sehr krank, wie es schien, und leistete keinen Widerstand, als man sie sogleich zu Bett brachte; dann hatte sie sich aber wieder einigermaßen erholt, versicherte, dieses plötzliche Unwohlsein könne nur vom schnellen Gehen auf der StraÙe hergekommen sein, und suchte die Ihrigen zu beruhigen. Am nächsten Morgen konnte sie auch wieder in ihr Geschäft gehen.

Welche Nacht hatte die Unglückliche aber zugebracht! — Wie sie sich auch zu überzeugen versuchte, daß Rose Franke, deren Abneigung gegen sich sie schon längst erkannt und richtig beurtheilt hatte, ihr die Unwahrheit gesagt habe, nur um sie zu erschrecken und zu kränken, vermochte sie darin doch keine Beruhigung zu finden. Konnte Rose diese Idee denn gänzlich aus der Luft gegriffen haben und wagen, sie mit einem so tiefemsten Ereignisse wie dem Tode Frau von Dollenberg's in Verbindung zu bringen? — Und war es denn unmöglich, daß Hagen so, wie sie gesagt, gehandelt hätte? —

Sie erinnerte sich jetzt, daß er in letzterer Zeit, wenn sie in seinem Benehmen Gleichgiltigkeit oder gar Unmuth zu entdecken glaubte, sich damit entschuldigt hatte, daß er von Geldsorgen

gequält werde, — allerdings nur vorübergehend, wie er nie hinzuzusetzen vergaß; war es in dieser Beziehung nicht doch vielleicht schlechter bestellt und er dadurch zu dem Entschlusse getrieben worden, eine sich ihm bietende Gelegenheit, um sich reich zu verheirathen, zu benutzen. Das würde auch erklärt haben, daß er, trotz seines Versprechens, noch nicht ein einziges Mal an sie geschrieben hatte.

O wenn er ihrer überdrüssig geworden, sie in solcher Weise hintergangen hätte! —

Hintergangen? — hatte er ihr je das Versprechen gegeben, sie zu heirathen? — nein, aber er hatte durch tausend andere Aeußerungen, die Versicherung, daß er sie allein liebe und immer lieben werde, durch sein ganzes Benehmen sie in Hoffnungen bestärkt, die es ihr allein möglich machten, ihre Schuld zu tragen und in ihrer Zukunft nicht das tiefste Elend und unauslöschliche Schmach zu erblicken, und die letztere drohte jetzt schon mit starken Schritten heranzurücken und würde dann wahrscheinlich nicht mehr sie allein getroffen haben. Das mußte er voraussehen, jetzt schon wissen, denn sie hatte es ihm geschrieben, und dennoch hatte er seit seiner Abreise nicht eine einzige schriftliche Zeile, nicht ein Wort des Trostes für sie gehabt.

Anna war der Verzweiflung nahe, wenn sie dies Alles überdachte; die Eifersucht auf eine Andere, die den Mann, welchen sie so leidenschaftlich liebte, dem sie so große Opfer gebracht und ohne dessen Gegenliebe sie nicht bestehen zu können meinte, besitzen sollte, und die Angst, wie sich, wenn er sie wirklich verliesse, ihr Schicksal gestalten würde, drängten sich in ihrem fiebernden Gehirne durcheinander. Es kostete sie einen schweren Kampf, sich nur einigermaßen zu fassen, und dies erreichte sie eigentlich nur dadurch, daß sie sich sagte, ein solcher Verrath von Hagen sei unmöglich, weil sie nicht im Stande sein würde, ihn zu ertragen.

Sie befand sich jetzt in starkem Zweifel, ob sie noch einmal an den Legationssecretair schreiben und ihm gestehen sollte, in welche Angst sie versetzt worden war. Er hatte ihr gesagt, es sei zwar unbestimmt, wie lange er in Versailles bleiben werde und ob er sich von dort aus sogleich nach Berlin zurückbegeben könne, aber ihre an ihn gerichteten und durch die Feldpost zu befördernden Briefe würden ihn immer erreichen. Was würde

er aber dazu sagen, wenn sie, durch Rose getäuscht, ganz ungegründete Befürchtungen ausspräche? — mußte er sich dadurch nicht beleidigt fühlen? — und dann widerstrebte es auch so sehr ihrem Gefühle, ihn mit neuen Briefen zu belästigen, da er die ersten noch nicht beantwortet hatte. In jedem Falle nahm sie sich hierbei sehr vorsichtig zu Werke zu gehen vor.

Wir erwähnten früher, daß der Inhaber des Geschäfts, in welchem das junge Mädchen eine Stellung bekleidete, von Anfang an nicht verfehlt hatte, ein Auge auf ihre Schönheit zu werfen und ihr mit Galanterien nahezutreten; nachdem er sich überzeugt, daß er damit Nichts erreichen werde, gab er dies dann wieder auf, hauptsächlich weil er fürchtete, es könne dem Legationssecretair zu Ohren kommen; vielleicht tröstete er sich damit, daß er annahm, diese leichtfertige Liebenschaft werde Herrn von der Hagen früher oder später doch überdrüssig werden und Anna dann gern bei ihm Zuflucht suchen.

Diese Stunde schien ihm wohl jetzt gekommen zu sein, als er, wie die anderen Bekannten und Gläubiger Hagen's, dessen Verlobungsanzeige erhielt, und es mag dahingestellt bleiben, was derjelbe etwa noch in Betreff Anna's hinzugefügt hatte.

Ein paar Tage später wußte er eine Gelegenheit, das junge Mädchen unter vier Augen zu sprechen, herbeizuführen und bestätigte nun nicht allein jene Nachricht, die sie schon durch Rose erhalten hatte, zu ihrem Entsetzen, indem er ihr die lithographirte Anzeige und die Handschrift Hagen's zeigte, sondern machte ihr auch ziemlich unverschämte Anträge.

Diese letztere unvorsichtige Uebereilung brachte die Empfindungen des Mädchens zunächst in eine andere Bahn, so daß sie sich nicht sogleich einer vollständigen Verzweiflung hingeben konnte; voll tiefster Empörung wies sie den Zudringlichen ab und verließ sogleich das Geschäft — für immer. Es war ihr nun gleichgiltig, welche andere Existenz sie finden sollte, denn sie hatte jetzt mehr zu fürchten als die materielle Noth.

Den bestürzten Eltern sagte sie nur kurz, sie habe ihre Stellung ohne ihre Schuld verloren, aber sie werde bald wieder eine andere bekommen, auch fühle sie sich so unwohl, daß sie einige Zeit zu Hause zubringen müsse. Sofort schrieb sie dann, die bitterste Verzweiflung im Herzen tragend, an Hagen und

stellte ihn zur Rede; wenn sie dabei zu scharfe, ungemessene Ausdrücke gebrauchte, wer wollte es ihr verdenken? —

Der Legationssecretair, der Mann, welcher der Armen so unendliches Elend bereitet hatte, that dies oder stellte sich wenigstens so, weil er einen Vorwand brauchte, sich von ihr zu trennen.

Hagen schwamm zur Zeit in einem Meere von Glück und Sonne, wenigstens scheinbar. Dieses Mal hatte er seinem Vetter Max nicht vollständig die Unwahrheit gesagt, nur war er seiner Sache doch noch nicht so ganz gewiß und etwas schwankend in seinem eigenen Entschlusse gewesen, weil die Ausersehene wirklich durchaus keine persönlichen Reize für ihn hatte, wie Frida Bornemann. Nachdem die Würfel des Schicksals nun aber einmal gefallen waren, besann er sich auch nicht länger und machte dem Banquier und dessen Tochter seinen Antrag, der, fast zu seiner Verwunderung, mit Freuden und ohne alle Umstände angenommen wurde; den Leuten stachen sein Name und Rang ohne Zweifel in die Augen, und das Mädchen war überdies wirklich sterblich in ihn verliebt. Es wurde sogar beschlossen, die Hochzeit solle sehr bald stattfinden, damit Hagen nach dem Friedensschlusse die junge Frau gleich mit sich in die Heimath führen könne.

Was konnte er mehr wünschen? — wenn nur sein Herz nicht so gänzlich unbefriedigt geblieben wäre! — Das durfte er sich natürlich nicht merken lassen und suchte sich allmählig an das Unvermeidliche zu gewöhnen; er tröstete sich damit, daß er nun nicht allein seine Schulden loswerden, sondern daß ihm die reiche Mitgift auch alle anderen Annehmlichkeiten des Lebens erschließen sollte.

Anna lag ihm allerdings auch im Kopfe, und diese Erinnerung war ihm sehr lästig; er wußte, daß das Mädchen keine Geldansprüche an ihn machen würde, die er gern, zu ihrer vollständigen Abfindung, befriedigt hätte, und er fürchtete bei seiner Rückkehr nach Berlin von ihrer Leidenschaftlichkeit schwere Unannehmlichkeiten. Da traf ihr Brief ein, und derselbe war ihm willkommen, anstatt ihn in Bestürzung und Reue zu versetzen, denn er meinte, sie habe sich nun selbst aller weiteren Rücksichtnahmen verlustig gemacht. In sehr kalten Ausdrücken antwortete



er ihr, es sei ihm nie eingefallen, sie zu heirathen, was auch außer dem Bereiche aller Möglichkeit gelegen habe; indessen erkenne er gewisse Verpflichtungen gegen sie an und werde nicht veräußen, bei seiner Rückkehr denselben nachzukommen; er werde dafür sorgen, daß sie nicht in äußere Noth gerathe; mehr könne er nicht für sie thun, das Geschehene sei nicht mehr zu ändern, und wenn sie jemals eine wahre und uneigennützigte Neigung für ihn gehabt, so würde sie keinen erfolglosen Versuch machen, das eheliche Glück zu stören, dessen er sich nächstens zu erfreuen hoffe.

Als dieser Brief in Anna's Hände kam, — es war der 3. März, — feierte man in Berlin gerade den Frieden, wenigstens die erfolgte Ratification der Präliminarien. In der ganzen Stadt herrschte eine so freudige Bewegung, ein so stürmischer Jubel, wie sie dieselben seit der Bekanntwerdung des großen Erfolges von Sedan nicht wieder erlebt hatte.

Das bereits mitgetheilte Telegramm Sr. Majestät des Kaisers an die Kaiserin-Königin war schon in der vergangenen Nacht eingetroffen und am Morgen bekannt gemacht worden. Nachdem es am Vormittage den Generalen und den Mitgliedern des Staatsministeriums im königlichen Palais, vor dem sich eine unzählbare Menschenmenge versammelt hatte, mitgetheilt worden, traten die Generale auf die Rampe, und der Commandant von Berlin, Generallieutenant von Hanenfeldt, verlas laut die Freudenbotschaft, der begeisterte Lebehochs auf Kaiser, Armee und Vaterland folgten, während am Fuße des Denkmals Friedrich's des Großen, dessen Haupt mit einem Lorbeerkränze geschmückt war, ein Militär-Musikchor den Choral: „Nun danket Alle Gott“ anstimmte. Dazu läuteten alle Glocken der Stadt und donnerten vom Lustgarten her die 101 Salutschüsse.

Die Kaiserin-Königin und die Prinzessinnen waren dabei auf dem Balcon des Palais anwesend; entblöhten Hauptes stimmte das versammelte Publikum in die Nationalhymne ein: „Heil Dir im Siegerkränze“, dann wurde „die Wacht am Rhein“ gespielt und gesungen; nicht enden wollende Hochs folgten.

Am Nachmittage fand in allen Kirchen der Residenz Dankgottesdienst statt, dem die Kaiserin und Prinzessinnen im Dome beiwohnten. Die Schuljugend durchzog mit Fahnen und unter

patriotischen Gesängen die Straßen, fast alle Häuser waren mit den preussischen oder deutschen Fahnen geschmückt, und Abends fand eine der glänzendsten Illuminationen, die Berlin jemals erlebt, statt.

Auch das Bornemann'sche Haus strahlte im Glanze der Lichter und Gasflammen, wie alle seine Nachbarn, und seine Einwohner hatten mehr als einen Grund, den allgemeinen patriotischen Triumph, dazu, ihrer freudig bewegten Stimmung auch einen solchen Ausdruck zu geben; — wir beziehen dies besonders auf die Bewohner des Parterres, die Familie Bornemann. Ehe wir aber unsere Leser den fröhlichen, im glücklichen Wiedersehen geschlossenen Kreis, der sich hier gebildet hatte, betrachten lassen, bedarf es noch einiger Rückblicke auf die letzte Vergangenheit.

Als wir um die Weihnachtszeit Edmund Bornemann in Autun zurückließen, befand er sich, besonders durch Verwendung seiner Tante, Frau Virginie's oder der Frau Oberst Carlier, ganz wohl, bis auf den noch unerfüllt gebliebenen sehr lebhaften Wunsch, seine persönliche Freiheit auch über die Grenzen dieser Stadt hinaus ausdehnen zu dürfen.

Endlich waren ihm auch die sehnlichst erwarteten Briefe aus Sedan zugegangen; sie enthielten gute Nachrichten, bis auf die Gefangennahme Charles Lafarge's, der in Rastatt internirt worden war, von dort aus aber bereits seinen Angehörigen geschrieben hatte, daß er sich, den Umständen nach, ganz wohl befinde. Dem jungen Offizier mochte es schmerzlich sein, daß ihn das Loos der Gefangenschaft betroffen hatte, aber er theilte dieses Schicksal ja mit der Mehrzahl seiner Kameraden und Standesgenossen und brauchte sich desselben nicht zu schämen, denn Thiowille hatte sich brav vertheidigt und er selbst seine Schuldigkeit nach besten Kräften gethan. Doctor Lafarge sprach sich auch durchaus nicht bitter darüber aus; er mochte den längeren Widerstand Frankreichs, das nutzlose Blutvergießen beklagen und sich in seinem Innern wohl ganz befriedigt darüber fühlen, daß sein Sohn fernerhin davor bewahrt war; die Mutter und Schwester urtheilten ohne alle Frage ebenso. Viel mehr Besorgniß schienen sie um Edmund zu haben, und besonders Blanche schrieb recht bang und traurig. Sie beschwor Edmund, für die Erlangung

seiner Freiheit kein Wagniß zu unternehmen, das ihn in neue und noch schlimmere Gefahren führen konnte.

Der junge Arzt, der sich durch die rührenden Beweise ihrer Liebe, die ihm dieses Schreiben wieder gab, sehr beglückt fühlte, würde schon um ihretwillen keine solche Unvorsichtigkeit begangen haben, wäre er nicht ohnehin durch das Wort, das man ihm in Autun abgenommen hatte, an diese Stadt gebunden gewesen. In neuerer Zeit war auch wieder die Hoffnung in ihm aufgetaucht, daß man die durch das Völkerrecht bedingten Rücksichten auf seinen Stand nehmen werde, die man bisher damit hauptsächlich abgewiesen hatte, daß er mit den Waffen in der Hand gefangen genommen worden sei.

Wie schon gesagt, lag es Frau Virginien daran, mit ihrem Neffen auf dem besten Fuße zu bleiben, um durch ihn die Verbindung mit der Bornemann'schen Familie soweit wiederherzustellen, wie sie deren bedurfte. Diese Nothwendigkeit trat jetzt immer näher an sie heran, denn die Geldmittel, die sie sich in Saarbrücken zu verschaffen gewußt hatte, gingen, da sie mit dem Obersten auf ziemlich großem Fuße gelebt, ihrem Ende entgegen und ihr Schwager hätte beim besten Willen unter den augenblicklich vorliegenden Verhältnissen eine vollständige Auseinandersetzung in Betreff ihres Vermögens nicht zu bewirken vermocht. Uebrigens fühlte sie sich in Autun nun nicht mehr recht wohl; das kriegerische Treiben daselbst, die fortwährende Beunruhigung durch die Nähe der deutschen Truppen konnte für eine alleinstehende Frau nichts Ansprechendes haben, und es würde ihr auch an anderen Orten Frankreichs die Reize ihres geliebten Vaterlandes verleidet haben; auch in gesellschaftlicher Beziehung nahm sie hier keine recht angenehme Stellung ein; die Damen ihres Standes, denen sie, wie man bereits gehört hat, in etwas zweifelhaftem Lichte erschien, nahmen jetzt wieder Anstoß an ihrem Verkehr mit dem jungen Preußen, den sie durchaus nicht für ihren Neffen gelten lassen wollten; sie fanden es sehr wunderbar, daß, trotz jener Erkennungsscene bei dem Einzuge der Gefangenen, Frau Virginie erst nach dem Tode ihres Gatten den jungen Mann in ihr Haus gezogen habe.

Edmund ahnte nicht im Entferntesten, welchen Verdacht man auf ihn und seine Tante warf, worüber er sonst wohl herzlich

gelacht haben würde; sie aber verstand ganz gut die kalte Zurückhaltung, die hämischen Blicke und die kleinen gelegentlichen Nadelstiche jener Damen, denen gegenüber jeder Versuch einer offenen Vertheidigung ganz überflüssig gewesen wäre.

Kurz, Frau Virginie hatte wieder Sehnsucht nach Deutschland bekommen, aber sie wollte jedenfalls Edmund mit sich nehmen und gab deshalb ihre Bemühungen nicht auf, ihm seine Freiheit zu verschaffen, wofür er ihr nur um so dankbarer sein konnte, als er ihre eigentlichen Beweggründe dazu nicht verstand.

Als der alte Garibaldi in der zweiten Hälfte des Januars zeitweilig in der Stadt anwesend war, wandte sie sich an ihn selbst und schilderte ihm ziemlich offen ihre Verhältnisse, welche die Rückkehr nach Deutschland nothwendig machten; gegen die Frau eines höheren französischen Offiziers, der den Heldentod eigentlich unter seinem Commando gestorben war, konnte er nur galant und rücksichtsvoll sein, und da sie sich in Betreff ihres Neffen, dessen Begleitung sie einmal für unumgänglich nothwendig erklärte, sehr energisch auf die Genfer Convention berief, ordnete er eine Untersuchung an, ob der junge Mann wirklich solche Ansprüche machen könne.

Das erwies sich nun allerdings so; Garibaldi wollte, daß man die bisherige Einrede fallen lasse, und zu seiner freudigsten Ueberraschung erhielt Edmund auf einmal die Weisung, sich durch die Schweiz nach Deutschland zurückzugeben; man legte ihm nicht einmal weitere Verpflichtungen auf. Auch der Frau Oberst Carlier gingen nun die gewünschten Pässe zu, und noch zu Ende des Monats Januar verließen Beide Autun und benutzten die südlichen Eisenbahnen, um nach Genf zu gelangen, von wo aus ihnen die Weiterreise auf neutralem Boden ohne alle Schwierigkeiten offen stand.

Edmund wollte nun freilich gern geltend machen, daß seine Pflicht gebiete, den nächsten Weg zur Armee einzuschlagen, aber die Vorstellungen Frau Virginie's, daß er sie nicht allein reisen lassen dürfe und sich in Berlin ebenso gut melden könne, siegten, fühlte er sich ihr doch in der That sehr verpflichtet. Erst auf dem letzten Theile des Weges, wo Frau Virginien im Hinblick auf den ihr von den Bornemann's bevorstehenden Empfang das Herz doch recht unruhig klopfte, erfuhr er von ihr, wie sie sich

aus Saarbrücken entfernt hatte, und begriff nun, welche Rolle er eigentlich in ihrem Interesse spielen sollte. Das war sehr peinlich, ließ sich aber nicht ändern, und er versprach ihr nothgedrungen, sein Möglichstes für sie zu thun.

In Bornemann'schen Hause waren Beide nicht erwartet worden, und man wird sich leicht vorstellen können, welche doppelte Ueberraschung ihre plötzliche Ankunft herbeiführte. Während man Edmund natürlich mit voller Herzlichkeit und unter stürmischem Jubel umarmte, mußte man der Frau Oberst Carlier doch wenigstens eine scheinbar gute Miene machen, weil sie den Sohn und Bruder in die Heimath zurückgeführt hatte. Es wurde möglichst vermieden, die Vergangenheit mit ihr zu berühren, und Niemand hörte es ungern, als sie aussprach, daß sie nur bis nach dem Friedensschlusse in Berlin zu verweilen gedenke, um dann ihre Tage in Frankreich zu beschließen.

Herr Bornemann hatte ein vertrauliches Gespräch unter vier Augen mit ihr; nachher enthielt er sich aller Vorwürfe und ließ es sich angelegen sein, ihr das Vermögen, auf das sie Anspruch hatte, zur freien Disposition zu stellen, so daß ihre spätere Abreise durch Nichts verzögert werden konnte. Was sie selbst anbetraf, so bemühte sie sich offenbar, recht liebenswürdig zu erscheinen, und dies versöhnte allmählig Alle mit ihr.

Ihrerseits war sie nicht wenig erstaunt gewesen, als sie Frida's Verlobung erfuhr; auf die Präsidentin, die bereits vor ihrer Ankunft gestorben war, brauchte sie nun aber keine Rücksichten mehr zu nehmen, der Legationssecretair hatte bereits eine anderweitige Wahl getroffen, und sie begriff jetzt, daß er nicht die besten Absichten in Betreff Frida's gehegt haben möge, was sie gegen ihn aufbrachte, und so suchte sie sich dadurch zu revanchiren, daß sie der Letzteren gelegentlich erzählte, was Anna ihr einmal über die Verfolgungen dieses Herrn gestanden hatte; ihre Richte antwortete ihr ziemlich kühl darauf, Das sei nichts Neues mehr für sie, und es bleibe ihr nun nur um so unbegreiflicher, daß die Tante dennoch Herrn von der Hagen früher so warm das Wort geredet habe. Zu einem wirklichen Vertrauen zwischen ihnen Beiden kam es nicht wieder.

Wir wollen hier noch kurz erwähnen, wie Frida die Verlobungsanzeige aus Versailles aufgenommen hatte. Obgleich sie

nicht wissen konnte, daß Hagen sich in derangirten Vermögensverhältnissen befände, lag es für sie gerade doch sehr nahe, zu vermuthen, daß sein Entschluß durch eigennützige Rücksichten bestimmt worden sei; ohne Zweifel war die Braut sehr reich. Daran mußte sich dann der fast gewisse Verdacht schließen, er habe, als er sich ihr genähert, eine ähnliche Speculation im Sinne gehabt, und da sie nun auch noch durch Marie von Dollenbeck, nachdem sie mit derselben Freundschaft geschlossen hatte, erfuhr, welche Kämpfe mit ihrer Mutter dieselbe um feinetwillen bestanden, da erkannte sie vollständig den Charakter und die leichtfertigen Gesinnungen dieses Mannes, dem ihr Herz sich hinzugeben nahe daran gewesen war, und während sie ein heimliches Grauen fühlte, wenn sie daran dachte, wie leicht sie von ihm zu täuschen gewesen wäre, dankte sie aufrichtig und warm dem Himmel dafür, daß er ihr Schicksal in eine so ganz andere Bahn gelenkt hatte.

Edmund hatte sich sogleich nach seinem Eintreffen in Berlin an betreffender Stelle gemeldet und darum gebeten, wieder im Felde verwandt zu werden, obgleich sein Vater und Bruder ihm riethe, diesen Wunsch nicht direkt auszusprechen, weil es bei dem doch wohl nahe bevorstehenden Ende des Krieges besser für ihn sein würde, wenn er seine Studien je eher desto lieber wieder aufnehme; was den jungen Mann aber hauptsächlich wieder hinaustrieb, war die Hoffnung, wenn auch gerade nicht nach Sedan, so doch wenigstens in Blanche's Nähe zu kommen.

Man stellte ihm indessen Dasselbe vor, was er bereits zu Hause gehört hatte, ja, man verweigerte ihm, in seinem eigenen Interesse, sogar die Erfüllung seines Wunsches und wollte nur in den Lazareth zu Berlin Verwendung für ihn haben; er war genöthigt, das Letztere wenigstens bis zum Beginne des Sommersemesters anzunehmen. Daß man ihn hart und ungerecht behandle, konnte er, trotz des Unmuthes, den er fühlte, nicht behaupten; im Gegentheil handelte es sich offenbar um sein Bestes. Jedenfalls mußte er, wenn auch unter gewissen Berücksichtigungen, seine Studien vollenden, und er begann auch bald einzusehen, daß dies der einzige Weg sei, sich bald eine selbstständige Stellung zu verschaffen, die ihm erlaubte, sich für immer mit Blanche zu verbinden. Diese Bedingung hatte ja auch schon

Doctor Lefarge gestellt, und die Ausführung seines jetzigen Wunsches würde das Ziel nur weiter hinausgeschoben haben. Das wünschte er aber keinenfalls, und so fügte er sich, zur großen Gemüthung aller Seinigen, freilich nicht ohne einen heimlichen Seufzer, in das Unvermeidliche.

Eine Belohnung, wie er sie wohl schwerlich erwartet hatte, sollte ihm dafür werden. Schon der nächste Brief Doctor Lefarge's, die Antwort auf seine bereits von Genf erlassene Anzeige, daß er frei und im Begriffe, sich nach Berlin zu begeben, sei, brachte die Nachricht, Blanche und ihre Mutter wären nach Rastatt abgereist, theils um ihre große Sehnsucht nach Charles zu befriedigen und denselben in seiner Gefangenschaft zu trösten, theils und hauptsächlich auf seinen eigenen Rath und Wunsch, weil sich in der Gegend von Sedan der Ausbruch schwerer epidemischer Krankheiten in Folge der vielen Massengräber und Lazarethes befürchten lasse, die allgemeine Stimmung dort überhaupt eine sehr gedrückte und unruhige sei; er selbst müsse schon auf seinem Posten ausharren.

Einige Tage später schrieben Frau Lefarge, Blanche und Charles selbst von Rastatt. Der Letztere hatte darum gebeten und es war ihm ohne große Umstände bewilligt worden, daß er, gegen Ablegung seines Ehrenwortes, sich nach Berlin begeben dürfe; in wenigen Tagen würden sie daselbst, nachdem sie die Erlaubniß des Vaters dazu erhalten, eintreffen.

Es war wohl nicht zu verkennen, daß bei diesem Entschlusse besonders der Wunsch Blanche's und auch der Ihrigen, mit der Bornemann'schen Familie in nähere Verbindung zu treten, maßgebend gewesen war.

Edmund war sehr glücklich, und dies sprach sich so überzeugend aus, daß auch die Anderen lebhaften Antheil daran nehmen mußten. Als ungefähr acht Tage später Frau Lefarge mit ihren Kindern erschien, schloß sich schnell zwischen Allen eine intime Bekanntschaft, und wenn in der Bornemann'schen Familie noch irgend ein kleines Vorurtheil über Edmund's Wahl bestanden hatte, so schwand dasselbe sehr schnell; was er selbst fühlte, als er Blanche's Hand wieder drücken und ihr in die sanften Augen blicken konnte, bedarf wohl keiner weiteren Erläuterung.

So waren, als der vorher erwähnte Jubeltag für Berlin, der 3. März, gekommen, alle Mitglieder der Bornemann'schen Familie, den Umständen nach, vollkommen befriedigt und durften sich einer ungetrübten, freudigen Stimmung hingeben. Das Elternpaar sah alle seine Kinder um sich versammelt und brauchte, aller menschlichen Berechnung nach, nicht um ihre Zukunft zu sorgen; Carl hatte sich in letzter Zeit bedeutend erholt, und es ließ sich durchaus nicht befürchten, daß seine Verwundung noch die mindesten nachtheiligen Folgen haben könne. Er selbst verkehrte jetzt ungehindert und von Tage zu Tage intimer mit Marie von Dollenbeck, der ihre mütterliche Freundin, Fräulein Hübner, zur Seite stand und dieses reine Verhältniß durchaus nicht störte, sondern eher unterstützte. Edmund war in seinem jugendlichen Feuer ganz übergücklich; die Pause, die ihm noch bis zur baldigen Wiederaufnahme seiner Studien blieb, benutzend, war er fast den ganzen Tag bei den Lesarge's, die ihre Wohnung ganz in der Nähe des Bornemann'schen Hauses genommen hatten, führte sie in der Stadt umher, um ihnen deren Sehenswürdigkeiten zu zeigen, begleitete Charles, der jetzt Civilkleidung trug, oder, was ihn wohl am meisten befriedigte, unterhielt sich stundenlang über dasselbe stoffreiche Thema, ihre gemeinsame Zukunft, mit Blanche, wobei das Pärchen dann immer ziemlich verlegen wurde, wenn ein Dritter dazukam.

Frau Virginie — um von den noch übrigen Mitgliedern der Familie zu sprechen, — hatte, wenn sie auch wohl nicht daran zweifeln konnte, daß man ihr die Affaire von Saarbrücken nicht vollkommen zu vergeben vermochte, sich doch nicht über Mangel an ihr erwiesener äußerer Achtung und Freundlichkeit zu beklagen; Emma war glücklich, wenn sie alle Ihrigen um sich her glücklich wußte, und machte für ihre eigene Person gar keine weiteren Ansprüche; nur Frida war ein großer Wunsch übrig geblieben, der nicht schwer zu errathen sein dürfte, und als sich im Laufe des Vormittags die Friedenskunde verbreitete und das festliche Treiben in den Straßen begann, konnte sie nicht verhindern, daß sich, während sie am Fenster stand und darauf hinausblickte, eine heimliche Thräne in ihr Auge stahl.

Ihr Verlobter hatte erst vor ganz Kurzem geschrieben und nur Erfreuliches von seinem eigenen Befinden mitzutheilen ge-



habt, sogar die Hoffnung ausgesprochen, daß er, seiner demnächstigen Beförderung zum Rittmeister entgegensehend, vielleicht schon bald in die Heimath zurückkehren werde; bei dieser Chargenerhöhung könne er nämlich nicht wieder in sein früheres Adjutantenverhältniß zurücktreten und der Regimentscommandeur habe ihn bereits designirt, nach der Garnison voranzugehen, um dort verschiedene Anordnungen für das Wiedereintrücken zu treffen; alsdann würde er erst seine Schwadron übernehmen.

Höhere Anforderungen konnte Frida billigerweise jetzt nicht stellen, zumal der nun erfolgte Friedensschluß auch Maxen's und ihre Zukunft gesichert zu haben schien; indessen vermischte sie die Anwesenheit des Ersteren heute doch recht schmerzlich, weil sie überall glückliche Gesichter sah und fühlte, daß jene zu ihrem Glück fortan unumgänglich nothwendig sei.

Emma mochte sie verstehen und beobachtete sie in zärtlicher Sorgfalt; auch jetzt trat sie zu ihr, schlang den Arm um ihren Hals und flüsterte ihr zu:

„Freue Dich heute getrost mit uns Allen, denn dieser Tag baut ja auch die Brücke zu Deinem Glück. Nur noch ein wenig Geduld; er wird nicht zögern, zu Dir zurückzukehren.“

Frida mußte mit der Thräne im Auge lächeln; in herzlicher Liebe umarmte auch sie die Schwester, das unschuldige Kind, in dessen Herzen noch nicht solche Empfindungen wie in dem ihrigen aufgegangen waren; die beiden Schwestern, die, dem Drange ihrer Gefühle nachgebend, für einige Augenblicke vergessen hatten, daß sie an dem hohen, hellen Fenster von der Straße her beobachtet werden konnten, gewährten so ein reizendes, friedliches Bild, das manchen Vorübergehenden momentan fesseln mochte.

Das Letztere war wenigstens bei zwei jüngeren Offizieren der Fall, die, rasch die Straße entlang kommend, gerade an dieser Stelle den Fahrweg zu überschreiten im Begriffe waren; der Eine drückte fest den Arm des Anderen, den er unter dem seinigen hatte, hielt ihn damit auf und sagte ihm in unverkennbarer Erregung mit einem entsprechenden Winke:

„Sieh dorthin!“

„Alle Wetter!“ rief der Andere, der die Infanterieuniform mit dem Chargenabzeichen eines Premierlieutenants trug, heiter

aus, — „das ist ein schönes, aber verd — verführerisches Bild!  
Für Dich besonders, lieber Bruder —“

„Aber,“ unterbrach er sich selbst, Jenen forschend anblickend,  
— „das ist doch nicht gar schon das Haus Deiner Braut?“

„Sie selbst, Fritz!“ erwiderte Rittmeister von Helledorff mit  
leuchtenden Augen.

„Welche von Beiden, Herzensbruder?“ drängte der Infanterist.

Aber Max hatte nun nicht mehr Zeit, ihm eine Antwort  
darauf zu geben; er bemerkte, daß die beiden Mädchen jetzt zu-  
fällig die Blicke nach ihnen wandten, ließ seinen Arm los und  
eilte, winkend und grüßend, auf die Hausthür zu, während Fritz  
ihm etwas langsamer folgte, als ob er begriffe, daß er in den  
ersten Momenten der Begrüßung zwischen Braut und Bräutigam  
eigentlich überflüssig sein würde.

Frida hatte ihren Verlobten natürlich sogleich erkannt und  
einen Schrei der Ueberraschung ausgestoßen, so daß Emma, die  
ihren Blicken nicht sofort gefolgt war, heftig erschraf. Noch ein  
paar Momente stand Erstere unbeweglich, starren Auges und tief  
athmend, denn sie wagte noch kaum an das ihr so unvermuthet  
bescheerte Glück zu glauben, dann stürzte sie mit dem jubelnden  
Rufe: „Er ist es wirklich!“ nach der Thür und aus dem Zimmer,  
um den Geliebten je eher desto lieber zu begrüßen.

Das war nun für Emma verständlich genug, und der An-  
blick des stattlichen Husarenoffiziers gab ihr die beste Erklärung,  
die sie die Ueberraschung und Freude der Schwester theilen ließ.  
Sedenfalls mußte Maxen's Persönlichkeit auch für sie großes  
Interesse haben, und sie hätte gewiß noch mehr bedauert, daß  
derselbe sich so schnell ihrer Beobachtung entzog, indem er das  
Haus betrat, wäre ihre Aufmerksamkeit nicht sogleich von seinem  
bisherigen Begleiter, der ihm auch folgen zu wollen schien, in  
Anspruch genommen worden, dem hübschen, jungen Infanterie-  
offizier, der jetzt so ehrerbietig und doch so vertraulich und freund-  
lich nach ihrem Fenster grüßte, daß sie, tief erröthend, dafür  
wohl danken mußte.

Wer er wohl sein mochte? — sie erinnerte sich im Augen-  
blicke gar nicht, daß ihr zukünftiger Schwager noch einen Bruder  
habe, denn von Fritz war eigentlich wenig die Rede gewesen, da  
Frida und Carl ihn nicht persönlich kennen gelernt hatten. Sie

wollte sich nun auch schnell vom Fenster zurückziehen, aber vorher mußte sie doch noch einmal beobachten, wo der Infanterieoffizier blieb, und ihr Herz begann nun noch einmal so schnell zu schlagen, als sie auch ihn in das Haus eintreten sah.

Inzwischen hatten die beiden Verlobten sich schon auf dem Flure begegnet und, ohne Rücksicht auf Ort und etwa hinzukommende Zeugen, einander unter den freudigsten und zärtlichsten Begrüßungsworten in die Arme geschlossen. Der einzige Zeuge dieser eben so hübschen wie rührenden Scene blieb übrigens Fritz, dem es auf einmal doch gerathen erschienen war, sich ein wenig mehr zu beeilen, wie er anfänglich beabsichtigt hatte. Als Frida ihn erblickte, erschrak sie und wollte sich von ihrem Verlobten etwas zurückziehen, aber derselbe hielt sie festumschlungen und stellte ihr so seinen Bruder Fritz vor.

Welche dienstliche Verhältnisse Max nach Berlin führten oder vielmehr durch Berlin, wo er sich nur einige Tage aufhalten konnte, nach seiner Garnison, hat man bereits aus seinem letzten Briefe an Frida erfahren; was Fritz anbetraf, so hatte Dieser, um ihn begleiten zu können, um die Vergünstigung gebeten, eine größere Abtheilung jetzt wieder von der Fahne beurlaubter Reservisten zurückführen zu dürfen, und dieses Commando auch erhalten; nach Erledigung dieses dienstlichen Geschäftes sollte er wieder nach Frankreich zu seinem Regimente zurückkehren.

Daß diese unerwarteten Gäste von allen Mitgliedern der Bornemann'schen Familie aufrichtig und herzlich willkommen geheißen wurden, brauchen wir wohl kaum zu sagen. Die Abwesenheit Max von Helledorff's würde die einzige Lücke in dem sich so eng aneinander schließenden Kreise gelassen haben, in dem sich nun auch sein Bruder bald einen vollberechtigten Platz erwarb.

An diesem Abende — dem des Friedensfestes, den ganz Berlin und ganz Deutschland in unermesslichem Jubel und enthusiastischer Freude zubrachten, — herrschten, wie bereits erwähnt, auch ungetrübtes Glück und Frohsinn in den Räumen, welche die Bornemann's bewohnten. Obgleich man keinen Fremden eingeladen hatte, der nicht durch die innigsten Interessen mit der Familie verknüpft sein konnte und in den Ton dieser engen Zusammengehörigkeit eine Störung gebracht haben würde, war die Gesellschaft doch ziemlich zahlreich, und wir führen sie hier

so auf, wie sie, bei aller Uebereinstimmung, sich doch gewissermaßen gruppenweise zusammensetzte, wofür man in den geschilderten Verhältnissen gewiß eine genügende Erklärung finden wird.

Von den bejahrteren Personen waren da Herr und Frau Bornemann, Madame Lefarge, Fräulein Hübner und die Frau Oberst Carlier, — Letztere hatte ihre Gefühle soweit überwunden, daß sie mit möglichst guter Miene das deutsche Siegesfest mitfeiern half, wobei sie sich besonders durch die Anwesenheit ihrer Landsmännin tröstete, um derentwillen schon alle politischen Anspielungen vermieden wurden, — und sie Alle freuten sich besonders über die unter den jungen Leuten herrschende glückliche und heitere Stimmung. Der letzteren konnte sich selbst Marie von Dollenbeck nicht gänzlich entziehen, obgleich sie die Trauer um die Mutter nicht allein in dem schwarzen Anzuge, sondern auch im Herzen trug; sie befand sich ja meistens an der Seite Carl Bornemann's, der heute — zum letzten Male wohl für lange Zeit, wie er lächelnd gemeint, — dem Tage zu Ehren die Offiziersuniform wieder angelegt hatte und sich so rüstig und gewandt in ihr bewegte, daß man ihm die schwere Verwundung, die er erlitten, nicht ansah; die Unterredung der Beiden behandelte wohl gewöhnlich ernstere Themata, zuweilen wurden sie aber doch in den allgemein vorherrschenden Ton hineingezogen und schienen sich Dem auch nicht ungern zu fügen.

Daß das Brautpaar eine ganz besondere Berechtigung auf einander hatte und davon auch möglichst ausgiebigen Gebrauch machte, mußte man schon anerkennen und gelten lassen; Max und Frida hatten sich ja viel über die letzte Zeit, die sie von einander getrennt zubringen mußten, zu erzählen, und verdenken durfte man es ihnen nicht, wenn sie nicht immer bei der ernsten und trüben Vergangenheit blieben und auch in die Zukunft hinaus ausschweiften, die für sie die goldene Zeit werden sollte.

Edmund und Blanche machten auf dasselbe Recht Anspruch, und es war Niemand da, der es ihnen bestreiten wollte; auf Alle machten sie immer den Eindruck in glücklichster Unbefangtheit plaudernder Kinder, bei deren Beobachtung man sich gerührt und entzückt fühlt und deren süße Träume man durch ein einziges unberufenes Wort zu zerstören befürchtet.

Bisher hatte Charles Lefarge seiner zukünftigen Schwägerin

Emma mit der Galanterie, die der Franzose überall als sein besonderes Recht und auch als eine Pflicht in Anspruch nimmt, ein wenig den Hof gemacht, aber er war ehrlich genug gewesen, dabei zu gestehen, daß sein Herz nicht mehr frei sei, sondern einer Jugendfreundin in Sedan gehöre. Emma, die sich eigentlich zum ersten Male in solcher Weise ausgezeichnet sah, war durch dieses offene Bekenntniß glücklicherweise vor der Gefahr bewahrt worden, sich Träumen hinzugeben, die ein unschuldiges junges Mädchenherz so leicht und gern auffaßt und die zuweilen zu sehr bitteren Enttäuschungen führen; sie freute sich über die Aufmerksamkeiten des lebenswürdigen und schon durch seine Gefangenschaft interessanten französischen Souslieutenants, lachte aber auch mit vollständiger Unbefangenheit darüber.

An diesem Abende lachte sie aber nicht zuviel, obgleich sie recht befriedigt aussah. Gewiß war sie nicht böse auf Charles, der sich entfernter wie sonst von ihr hielt und bei der Frau Oberst Carlier dafür entschädigen zu wollen schien, daß Fritz von Hellsdorff seinen Platz eingenommen hatte und die deutsche Galanterie, trotz der französischen, zu Ehren brachte.

Um noch von Rose Franke und ihrem Vater zu sprechen, die doch gewissermaßen auch zu dem Bornemann'schen Haushalte gehörten, so feierten sie auch ihr Friedensfest, obgleich es sich nicht der Mühe lohnte, die Fenster ihrer Wohnung zu illuminiren, weil dieselben nach dem Hofe hinaus lagen; Rose half bei der Bedienung in den Zimmern der Herrschaft, wo die Lichter noch bis in die späte Nacht hinein strahlten und die Gläser an der reichbesetzten Tafel klangen; auch der alte Franke suchte sich dabei nützlich zu machen, und ein Theil der Herrlichkeiten und der Freude fiel dabei auch für sie ab. Uebrigens hatte Herr Bornemann sein gesamntes Geschäftspersonal mit reichlichen Geldgeschenken bedacht, damit es Niemandem desselben an den Mitteln fehle, sich einen vergnügten Tag zu machen; der alte treue Haus- und Bureaudiener war dabei verhältnißmäßig am besten weggekommen.

In dem ganzen großen Gebäude, das noch so viele andere Bewohner hatte, ging es mehr oder weniger vergnügt her, nur in der Dachwohnung, welche der invalide Korbflechter mit seiner Familie inne hatte, sah es noch stiller und trüber wie sonst aus-

Wer hätte sich aber ihrer an diesem geräuschvollen Freudentage erinnert? —

Es ist ein altes Naturgesetz, daß, wo Licht ist, der Schatten nicht fehlen kann; möge man daher auch einmal einen Seitenblick auf den letzteren werfen!

In den lauten Freudenjubil, hier wie dort, mischte sich wohl auch mancher Schmerzensston, mancher bange Klageseufzer, aber er wurde von den rauschenden Klängen des Siegesenthusiasmus übertönt; das Elend des Einzelnen hat und kann ja nie dem allgemeinen Glücke gegenüber Geltung haben; der Körper, der sich im Ganzen wohl und gesund befindet, achtet der kleinen Verletzung an einem einzelnen Gliede nicht.

Wie viele Familien gab es nicht auf dem weiten deutschen Boden, die einen nahen, lieben Anverwandten in diesem so viele Opfer fordernden Kriege verloren hatten, wie viele Herzen, die um das Liebste, auf das sie alle ihre Wünsche und Hoffnungen gesetzt hatten, trauerten, wie viele Thränen waren noch lange nicht gestillt! —

Dort oben in der Dachwohnung, wo Kummer und Elend sich schon so tief eingebürgert hatten, daß ein zeitweiliger Sonnenblick kaum durch die finstern Wolken zu dringen vermochte und wenn dies geschah, doch nicht die Befürchtung zerstreute, jene mühten sich bald wieder zusammenziehen, dort war der Freudentag ohnehin schon zu einem Tage der Trauer geworden, weil man erstere gar zu theuer bezahlen gemußt hatte und die nur oberflächlich geschlossenen Wunden, welche ein in den Verlustlisten aufgeführter Name geschlagen, heute besonders wieder aufgerissen wurden. Das war aber noch nicht Alles.

An demselben Morgen hatte der Briefträger, gewiß die vier Treppen verwünschend, welche zu der Dachwohnung führten, einen Brief an Anna gebracht und sie selbst ihn abgenommen, weil sie seit geraumer Zeit schon nicht mehr das Haus verließ. Nicht eigentliche Krankheit hielt sie davon ab, obgleich ihre bleichen Wangen, die matten Augen, ihr stilles, trübes Wesen auch nach dieser Seite die Besorgnisse ihrer Angehörigen wach erhielt, sondern sie hatte nun keine Arbeit mehr, und es schien auch, als liege ihr Garnichts daran, solche wieder zu suchen und zu finden. Es waren nur ein paar Thaler, die sie in den letzten Monaten

zurückgelegt hatte, aber sie berief sich jetzt darauf, als wäre es ein unerschöpflicher Schatz gewesen, und dann sah sie auch so matt, so geknickt aus, daß man es nicht verantworten mochte, sie zu erneuter Thätigkeit aufzumuntern.

Als dieser Brief nun eintraf, sahen die Ahrigen sie so heftig zittern, in so ganz eigenthümlicher, fassungsloser Bewegung, daß sie sehr besorgt wurden und nicht unterlassen konnten, sie zu fragen, von wem er käme; sie antwortete darauf ausweichend und ging in ihre Kammer, um das Siegel dort erst zu erbreehen; dabei verriegelte sie die Thür hinter sich, was sie sonst nie that, und der Vaier runzelte dazu die Stirn, schüttelte den Kopf und brummte Etwas, wie: „mit der Anna sei es nun auch bald gar nicht mehr zum Auskommen.“

Etwas eine Stunde später trat das junge Mädchen wieder in das Wohnzimmer. Sie hatte sich, seit längerer Zeit wieder zum ersten Male, sorgfältig zum Ausgehen angekleidet und in ihren Mienen ließ sich weniger Erregung wie eine Art Entschlossenheit wahrnehmen. Dem Vater schien dies ein gutes Zeichen zu sein, die Mutter konnte sich dabei einer ahnungsvollen Angst nicht erwehren; Beide sprachen sich später in diesem Sinne aus.

Anna sagte, der Brief habe ihr eine Entscheidung gebracht, die sie schon seit mehreren Tagen erwartete; es sei nun wieder für sie geforgt und man brauche sich nicht länger um sie zu beunruhigen; auf alle weitere Fragen, welcher Art die neue Stellung sein werde, antwortete sie, davon müsse sie sich selbst erst überzeugen und gehe deshalb eben aus, möglicher Weise werde sie auch spät am Abende zurückkehren. Dies Letztere rechtfertigte vielleicht einigermaßen, daß sie von Allen einen umständlicheren Abschied wie sonst nahm; dem Vater reichte sie die Hand und drückte dieselbe so fest und lange, daß er sich darüber verwunderte, die Geschwister und die Mutter küßte sie. Als sie gegangen war, weinte die alte Frau, worüber der Mann ziemlich heftig schalt; sie entschuldigte sich damit, daß ihr so sonderbar bange um das Herz wäre.

Sonst ging Niemand von der Familie an diesem Tage aus; den Kindern, die sich wohl danach sehnten, den bunten Trouble zu beobachten, wurde es ausdrücklich verboten; der Alte, der

äußerst schlechter Stimmung war, meinte kurz und rauh, man habe Trauer um den für Deutschlands Sieg und Einigkeit gefallenen Sohn und Bruder und solle lieber für Dessen ewige Ruhe beten. Es fiel an diesem Tage überhaupt manch' bitteres Wort, wie es die Verzweiflung wohl auf die Lippen legt.

Es wurde Abend, und Anna, die schon am Vormittage ausgegangen, war wirklich noch nicht wieder da. Das konnte um so mehr beunruhigen, als in den Straßen heute ein so großes Menschengewühl herrschte; und wer dachte denn überhaupt heute an Arbeit und Geschäft? — wie konnte sie heute auch solche Wege verfolgen? —

Später und später war es geworden, und die Angst der armen Leute stieg; sie dachten nicht daran, sich zur Ruhe niederzulegen; die Frau ging hinab bis an die Hausthür, die heute länger geöffnet war wie gewöhnlich, aber sie sah nicht die glänzende Illumination, hörte nicht den Freudenlärm; sie blickte nur nach ihrer Tochter aus, und ihr Herz krampfte sich in der gewissen Ahnung eines großen Unglückes zusammen.

Sie sollte nicht lange mehr auf Gewißheit zu warten brauchen. Es war schon gegen elf Uhr, als ein uniformirter Polizeibeamter, aufmerksam nach den Hausnummern sehend, die Straße entlang kam und dann dicht bei ihr stehen blieb; als er sie bemerkte, fragte er, ob hier nicht Leute ihres eigenen Namens wohnten. Unter anderen Umständen würde sie eine solche Nachfrage ängstlich überrascht haben, obgleich die arme und ehrliche Familie wahrlich nicht die Polizei zu fürchten hatte; jetzt errieth sie aber fast schon, was der Mann brachte, und sich in stürmischer Aufregung an seinen Arm klammernd, beschwor sie ihn, auszusprechen, was er von ihrer Tochter wisse.

Er wollte sie beruhigen, langsam vorbereiten, nur ihren Mann sprechen, — Alles umsonst! Das Mutterherz ließ sich nicht täuschen: Anna mußte ein großes, sehr großes Unglück gehabt haben! —

Und es war so. Fern von dem Lichterglanze und Jubel, in dem zur Zeit einsamen und stillen Viertel, wo der Fluß die Stadt verläßt, war ein zufällig des Weges Kommender Zeuge davon geworden, wie sich eine weibliche Gestalt in das Wasser stürzte. Ein lauter Angstschrei, dann war Alles wieder



still geworden. Der Mann rief um Hülfe; es kamen Leute von den in der Nähe liegenden Rähnen mit einem Boote herbei, und es gelang, die Unglückliche aufzufinden, aber zu spät, um sie wieder in das Leben zurückzurufen.

In der Tasche ihres Kleides fand man einen Zettel, der ihren Namen und ihre Wohnung angab und worauf sie in kurzen Worten bat, ihren Eltern, die ihr verzeihen möchten, da sie nur ein noch größeres, mit Schande verknüpftes Unglück von sich und ihnen abwenden gewollt, die unvermeidliche schlimme Nachricht mit Schonung zu bringen. Ueber die Motive ihrer That sprach sie sich weiter nicht aus.

Was sollen wir hier noch hinzufügen? — Dergleichen passiert, besonders in großen Städten, ja so häufig, und man ist längst gewöhnt, mit einer gewissen Gleichgiltigkeit über die vielen Unglücksfälle hinfortzusehen, welche der tägliche Polizeibericht bringt. Wehe Dem aber, der genöthigt ist, ein Interesse daran zu nehmen! — Es war ein trauriges Friedensfest für die Familie des armen Korbmachers in der Dachwohnung des Bornemann'schen Hauses gewesen, und die warme Theilnahme, die er und die Seinigen dann bei dem Besizer des letzteren fand und die sich für sie auch thätig ausdrückte, vermochte sie nicht darüber zu trösten und diese entsetzliche Erinnerung zu verwischen.

Was Anna in den freiwilligen Tod getrieben hatte, erfuhren die Ihrigen nie recht genau; Rose Franke, die darüber wohl Auskunft geben konnte, verschwieg es ihnen, auch ihrem Bruder, als derselbe später wohlbehalten aus dem Felde zurückkehrte; es hieß im Allgemeinen, das junge Mädchen habe in letzter Zeit an Melancholie gelitten. —

Wenden wir uns nun erfreulicheren und glückverheißenderen Verhältnissen wieder zu.

Jetzt, indem wir unsere Erzählung schließen, liegt noch nicht ein hinreichend langer Zeitraum seit dem zuletzt erwähnten Tage vor, daß jene sich schon vollständig entwickelt haben könnten; die Zukunft birgt die Erfüllung vieler Wünsche und Hoffnungen noch in ihrem Schoße, aber man wird doch in sie hineinblicken und sie sich ausmalen können, soweit es menschliche Berechnung überhaupt gestattet.

Carl Bornemann und Marie von Dollenbeck sind seit jenem

Abende des 3. März, versprochen; eine öffentliche Bekanntmachung mußten sie noch bis nach Ablauf einer längeren Trauerzeit um das Dahinscheiden der Präsidentin verschieben, dann wird ihrer dauernden Vereinigung aber auch kein Hinderniß mehr im Wege liegen. Carl wird fortfahren, seinen Vater im Geschäfte zu unterstützen, Fräulein Hübner ihrem ehemaligen Zöglinge gewiß ihre treue mütterliche Freundschaft bewahren, und Rose Franke hat bereits das Versprechen von Marien, welche als junge Frau wieder die Bel-Étage des Bornemann'schen Hauses zu beziehen gedenkt, erhalten, ihr zur Seite bleiben zu dürfen, soweit es die Wirthschaftsführung für den alten Franke gestattet.

Rose, welche das schreckliche Ende der armen Anna tief erschüttert und nicht ohne einen gewissen Vorwurf gelassen hat, bemüht sich jetzt besonders eifrig, für die Leute in der Dachwohnung zu sorgen und deren tiefen Kummer durch freundliche und nützliche kleine Dienste, die sie ihnen erzeigt, zu mildern. Ihrem Bruder Jacob steht, wenn er von der Fahne entlassen wird, eine gesicherte Stellung im Bornemann'schen Geschäfte bevor, dessen jüngerer Chef ihm zweifellos nie vergißt, was er in treuer Kameradschaft und Anhänglichkeit auf dem Schlachtfelde von Spichern für ihn gethan hat.

Edmund Bornemann setzt seine medicinischen Studien nun mit Eifer fort und verspricht ein tüchtiger praktischer Arzt zu werden, dem das väterliche Vermögen schon allein eine unabhängige und angenehme Lebensstellung sichert, wie die warme, innige Liebe Blanche's ein unerschütterliches Glück des Herzens und der Häuslichkeit, die er sich später gründen kann. Einstweilen sind Frau Lesarge und ihre Kinder wieder nach Sedan zurückgekehrt, seitdem der Friedensschluß die Gefangenschaft Charles' aufgehoben hat; Letzterer hat seinen Abschied genommen und wartet, um einen weiteren Entschluß zu fassen, auf die Rückkehr geordneterer Verhältnisse in Frankreich; inzwischen hat auch er sich dort mit seiner Jugendliebe verlobt. Daß zwischen den Bornemann's und Lesarge's eine sehr lebhaftes Correspondenz geführt wird, versteht sich von selbst.

Max von Hellborff, der sich die Achtung und das volle Vertrauen seiner zukünftigen Schwiegereltern während des Aufenthaltes in Berlin zu erwerben gewußt hat, ist in seiner Garnison

eingetroffen und hat dort den alten Vater begrüßt, der ihn mit stolzer Freude auf seine beiden Söhne, die braven Kämpfer für Preußens Ehre und Deutschlands Ruhm und Sieg, umarmte. Der junge Rittmeister soll noch im Laufe dieses Jahres seine Vermählung feiern und wird sich dann wohl nicht so bald wieder nach einer Mobilmachung sehnen.

Von einer bereits stattgefundenen Hochzeit können wir unsern Lesern berichten; sie ist in Versailles vollzogen worden und Herr von der Hagen mit seiner Gemahlin und der beträchtlichen Mitgift nach Berlin zurückgekehrt. Er hat seine Schulden bezahlt und, womit der Schwiegervater gar nicht recht einverstanden gewesen, seinen Abschied aus dem Staatsdienste genommen, weil er meint, so bequemer leben zu können. Bereits richtete er sich auf sehr großem Fuße ein und gedenkt mit seiner Frau, der es in Deutschland gar nicht gefallen will, viel zu reisen. Ueber das Glück dieser Ehe können wir uns noch keine Vermuthung erlauben. Wir wissen auch nicht, ob Hagen das Schicksal der armen Anna erfahren hat; jedenfalls fühlte er dann nicht die Verpflichtung, sich weiter um ihre Hinterlassenen zu bekümmern, und eine reuevolle Empfindung trägt er nicht zur Schau, — er hat sich ja auch immer zu beherrschen verstanden. Der Betterschaft scheint er, ebenso wie dem Bornemann'schen Hause, aus dem Wege gehen zu wollen, und sein Versprechen, das letztere bei der Rückkehr nach Berlin zu besuchen, hat er nicht gehalten.

Frau Virginie befindet sich noch dort, wird aber mit ihrer Wittwenrauer nach Frankreich zurückkehren, wenn man dort erst wieder friedlich leben kann und Paris wenigstens einen Schimmer seines alten Glanzes wiedergewonnen hat.

Frig von Hellborff ist nach Erledigung seines dienstlichen Commandos noch einmal zu seinem Regimente zurückgekehrt und hofft, bei demselben bald den Siegeszug mitzumachen. Seinem Bruder hat er beim Abschiede vertraut, es sei ein großes Glück, daß derselbe von den Bornemann'schen Töchtern Frida gewählt habe, sonst würde er auf ihn eifersüchtig geworden sein. Als zukünftiger Schwager wird es ihm wohl nicht an der Gelegenheit, auf die er sehr stark rechnet, fehlen, Emma, die augenblicklich das Köpfchen ein wenig hängen läßt, als fehle ihr Etwas an ihrer Zufriedenheit, wiederzusehen und ihr dann seine Huldi-

gungen, die er jetzt, zu seinem wahren Bedauern einstweilen abbrechen mußte, ferner zu Füßen zu legen.

So mögen sich ihnen Allen nun bald die berechtigten Hoffnungen erfüllen und jeden Einzelnen zu seinem Siegesfeste führen, wie es das große Ganze, dem sie angehören und für das sie, Jeder nach seiner Bestimmung und seinem Vermögen, gekämpft und gelitten haben, die deutsche Nation, nach diesem Kriege bereits vollzog, der nur zur Abwehr des angreifenden Feindes von der Grenze am Rhein unternommen wurde, den Sieg aber weit darüber hinaus bis in das Herz Frankreichs getragen hat! —

Und heute noch zerfleischt sich selbst diese durch ihre eigene Schuld so unglücklich gewordene Nation und liefert der ganzen Welt das mit Trauer und Abscheu erfüllende Beispiel eines Bürgerkrieges, dessen endlicher Ausgang sich noch gar nicht absehen läßt. Frankreich, das sich so lange Zeit hindurch angemaßt hatte, für die Vorkämpfer der Civilisation, für das stärkste und edelste aller Völker des Erdballes zu gelten, und dem diese auch in gutem blindem Glauben, in achtungsvoller Scheu einen solchen Vorzug einräumten, dieses Land, dessen frühere wie sein letzter Herrscher es wagen durfte, fast der ganzen Welt seine Gesetze zu dictiren, — es steht jetzt schwach und beklagenswerth da, und die Männer, denen es folgt, die es also gewissermaßen als seine Bestien anerkannt hat, werfen sich laut und ungescheut die niedrigsten und verachtungswürdigsten Verbrechen untereinander vor; auf wen von ihnen wäre noch nicht das Wort: „durch Geld bestochener Verräther seines Vaterlandes“ geworfen worden, das allerdings wohl die Wenigsten verdienen, das die sinnlose, rasende, allen bösen Leidenschaften preisgegebene Menge aber, sich selbst schändend, nachbrüllt?

Raum hatten die deutschen Truppen, den in den Friedenspräliminarien getroffenen Vereinbarungen gemäß, sich weiter zurückgezogen, so entbrannte der Kampf der sogenannten Commune von Paris, d. h. der rothen Republikaner und Socialdemokraten, welche sich auf die als Nationalgarden eingekleideten und bewaffneten Arbeiter der Hauptstadt und einige Tausend ehrgeiziger oder eine abenteuerliche Existenz suchender Ausländer stützten, gegen die in Versailles tagende Nationalversammlung und den Chef der Executivgewalt, den greifen, sich jetzt sehr

schwach und unentschlossen zeigenden Thiers. Noch ist die eigentliche Tendenz dieser Insurrection, die als Aushängeschild den Anspruch auf eine selbstständige Gemeindevverwaltung von Paris führt, — die Aufstandsversuche in anderen großen Städten wurden schnell unterdrückt — nicht recht aufgeklärt; es treten darin die Bestrebungen auf, eine allgemeine, auf communistischen Grundsätzen basirte Republik, die jetzt dort schon in eine vollständige Gewalt- und Pöbelherrschaft ausgeartet ist, herzustellen, das Gold der verschiedenen Dynastien, die im Laufe dieses Jahrhunderts den monarchischen Thron Frankreichs eingenommen haben und wieder für sich aufzurichten hoffen, besonders der letzten, scheint diesen wilden Brand zu schüren, um aus der überhand nehmenden Verwirrung Nutzen zu ziehen, und hauptsächlich ist es persönlicher Ehrgeiz und Eigennuz Einzelner, sowie die Verwilderung der großen Masse, welche während der deutschen Belagerung die Lust zum Arbeiten verloren hat, was einen zwecklosen Kampf und die willkürlichsten, unerhörten Zustände in die Länge zieht.

Die „heilige Stadt“ Paris, über deren nothwendiges und immer noch mit Schonung ausgeübtes Bombardement durch die Deutschen seiner Zeit sowohl in Frankreich wie theilweise im Auslande, das Deutschland nicht allzu günstig gesinnt war, mit so großer Entrüstung geurtheilt wurde, wird jetzt durch ihre eigenen Kinder und ihre Landsleute abermals bombardirt und sowohl durch Angreifer wie Vertheidiger systematisch ruinirt, in unsinniger fanatischer Wuth ihrer Kunstschätze und historischen Denkmäler beraubt und ihr Wohlstand für unberechenbare Zeit hinaus zerstört; sie bietet heute das Bild eines großen Irrenhauses dar, dessen tobsüchtige Insassen Alles, was in ihrem Bereiche ist, zu vernichten bemüht sind.

Dieses schreckliche Schauspiel steht aber noch vor unseren Augen oder ist noch in zu frischer Erinnerung, der Vorhang des letzten Actes noch nicht gefallen, als daß wir unternehmen könnten, darauf an dieser Stelle weiter einzugehen; für Deutschland ist es auch nur insofern von besonderer Wichtigkeit, als es den ersehnten Zeitpunkt noch weiter hinauszuschieben scheint, der den größten Theil seiner tapferen Söhne, die schon so viele Opfer gebracht, zur friedlichen Ruhe und Erholung in die Heimath

zurückführen soll, denn eher können die deutschen Truppen Frankreich nicht vollständig räumen, bis letzteres seine in den Friedenspräliminarien festgesetzte Schuld abgetragen hat.

Da die jetzt zu Recht bestehende, von Deutschland anerkannte französische Regierung nun auch noch Schwierigkeiten bei dem Abschlusse eines definitiven Friedens, der in Brüssel vorbereitet wurde, und insbesondere wegen der zu zahlenden, bereits normirten Kriegsschädigung machte, sah sich Fürst Bismarck genöthigt, zu Anfang des Monats Mai mit thätigem Einschreiten der deutschen, noch auf französischem Boden stehenden Armeen zu drohen und begab sich dann selbst nach Frankfurt a. M., wo er am 6. Mai mit den französischen Ministern Jules Favre und Rouyer-Quertier zusammentraf und nach mehreren Conferenzen der definitive Friede am 10. Mai Mittags unterzeichnet wurde.

Die Bedingungen desselben waren, im Anschluß an die bereits in den Friedenspräliminarien festgesetzten: Die erste halbe Milliarde der Kriegskosten hat Frankreich innerhalb dreißig Tagen nach der Einnahme von Paris, die beschleunigt werden soll, in Metallgeld, sicheren Banknoten und Wechseln, zu zahlen, gleichwie eine Milliarde bis December 1871, worauf die deutschen Truppen erst verpflichtet sind, die noch von ihnen besetzt gehaltenen Forts von Paris zu räumen; eine halbe Milliarde bis zum 1. Mai 1872; die letzten drei Milliarden sind bis Ende März 1874 zahlbar. Deutscherseits werden die Gefangenen, deren Entlassung in Folge der Pariser Ereignisse wieder sistirt worden, freigegeben. Der Handelsvertrag ist aufgegeben, Deutschland erhält aber die günstigsten Bedingungen für seinen Handel in Frankreich, und seine Unterthanen dürfen dort nicht belästigt werden; ein kleiner Rayon bei Belfort wird noch an die Franzosen zurückgegeben.

Wir schließen, indem wir die Worte des Fürsten Bismarck, als er diesen Frieden dem Deutschen Reichstage in Berlin vorlegte, anführen:

„Ich weiß, daß diese Abmachung nicht jeden einzelnen persönlichen Wunsch befriedigen wird; das ist aber bei so großen Abrechnungen zwischen zwei Völkern überhaupt nicht möglich. Es ist aber erreicht, was wir von Frankreich vernünftiger Weise erreichen konnten. Die Behauptung, die Entschädigung, die

Frankreich zu zahlen hat, sei von einer unmöglich zu bezahlenden Höhe, ist eine unbegründete; französische Finanzkreise und Staatsmänner theilen sie nicht. Ich erlaube mir, diese Mittheilungen mit dem Ausdrücke der Hoffnung zu schließen, daß dieser Friede ein dauernder und segensreicher sein möge und daß wir der Bürgschaften, deren wir uns versichert haben, um gegen wiederholte Angriffe gesichert zu sein, für lange Zeit nicht mehr bedürfen werden."

E n d e.